Vilmos Ágel (Kassel)

Die Umparametrisierung der Grammatik durch Literalisierung. Online- und Offlinesyntax in Gegenwart und Geschichte

Abstract: Moderne Grammatiktheorien sind statisch, d.h. skriptizistisch und synchronizistisch. Dies bedeutet, dass deren Beschreibungsapparat auf die Strukturen gegenwärtiger Schrift- und Standardsprachen zugeschnitten ist. Im Beitrag wird für einen dynamischen, d.h. nichtskriptizistischen und nichtsynchronizistischen, Perspektivwechsel in der Grammatikforschung plädiert, der auf folgenden empirisch fundierten Überlegungen basiert:

1. Literalisierung ist eine kulturelle Universalie, die kognitiv verankert ist.
2. Es sind unterschiedliche Phasen der Literalisierung zu unterscheiden.
3. Literalisierung im Allgemeinen und die Phasen der Literalisierung im Besonderen haben Konsequenzen für die grammatische Struktur.
4. Die Interpretation von grammatischen Strukturen ist nur vor der Folie der jeweiligen Phase der Literalisierung möglich.
5. Ein dynamisches Grammatikmodell muss das historische Verhältnis auch begrifflich abbilden. Dies wird an zentralen grammatischen Konzepten wie Aggregation vs. Integration, Wortgruppe vs. Phrase und an der Wortstellung (Verbklammer, Stellungsfeldermodell, Satzrandglieder) veranschaulicht.
6. Historisch ist von einem dynamischen Verhältnis von Online- und Offlinesyntax, von syntaktischer Zeitlichkeit und syntaktischer Räumlichkeit, auszugehen. Was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Varietät als Onlinestruktur zu interpretieren ist, hängt von dem jeweiligen historischen Verhältnis von Online- und Offlinestrukturen ab.

1 Von der statischen zur dynamischen Grammatik

Der Gegenstand einer Theorie lässt sich auf drei Ebenen untersuchen (zum Nachfolgenden vgl. Ágel 2003):

1. Explizit: was gesagt wird und wohl auch gemeint ist;
2. Implizit: was nicht gemeint ist, aber daraus folgt, was gesagt wird;
3. Ex-silencio: was wohl gemeint ist, aber nur daraus folgt, was nicht gesagt wird.

Explizite oder Ex-silencio-Gegenstände der Mainstream-Grammatiktheorien des 20. Jahrhunderts sind das gesprochene oder das modal indifferente Wort. Implizit sind sie allerdings alle *skriptizistisch*, was als „scriptist bias of modern linguistics" (Harris 1980, S. 8) oder als „The Written Language Bias in Linguistics" (Linell 2005) bekannt ist.

Neben diesem *skriptizistischen* Erbe lastet auf der Grammatikforschung auch ein *synchronizistisches* Erbe, das, kurz gesagt, darin besteht, dass der Beschreibungsapparat moderner Grammatiktheorien auf die Strukturen gegenwärtiger Standardsprachen zugeschnitten ist. Folglich ist im 20. Jahrhundert die gesamte historische Grammatikforschung ohne gegenstandsadäquate theoretische Überdachung geblieben. Die historische Grammatikforschung wird also immer noch als eine Art Angewandter Sprachwissenschaft betrieben: Gegenwartsbezogen mehr oder weniger bewährte Konzepte wie Phrase, Satz, Klammerstruktur, Stellungsfelder u.v.a. werden theoretisch mehr oder weniger reflektiert und methodisch mehr oder weniger kontrolliert auf ältere Sprachstufen oder auf den Grammatikwandel angewandt. Die Frage, ob sie überhaupt gegenstandsadäquat sind, stellt sich in aller Regel nicht. Aber es geht nicht nur um die historische Grammatikforschung. Wenn moderne Grammatikmodelle skriptizistisch und synchronizistisch – kurz: *statisch* – sind, betrifft das Problem die gesamte Grammatikforschung.[1]

Ich werde im Folgenden zu zeigen versuchen, dass es ausreichende empirische Evidenz für einen *dynamischen*, d.h. nichtskriptizistischen und nichtsynchronizistischen, Perspektivwechsel in der Grammatikforschung gibt.[2] Dabei wird das Augenmerk auf die Syntax gerichtet werden.

---

1 Als Fazit seiner Kritik an meinem Synchronizismus-Postulat schreibt Peter Eisenberg (2007, S. 293): „Die Frage nach dem Zustand und die Frage nach seiner Genese bleiben zwei Paar Schuhe." Das ist richtig. Folglich sollte man mit Theorien, die sich auf Zustandsbeschreibungen spezialisiert haben, vorsichtig sein, wenn es um die Modellierung der Genese geht. Aus der genuinen Historizität von Sprache (Coseriu 1974) folgt sogar, dass Sprach- und Grammatiktheorien nur als integrierte Bestandteile von Sprach- und Grammatik*wandel*theorien zu begreifen sind. Der Synchronizismus hatte und hat verheerende Konsequenzen: An vielen Universitäten wurden die Lehrstühle für Sprachgeschichte/Historische Linguistik geschlossen bzw. in Lehrstühle für Theoretische, sprich: Nichthistorische, Linguistik verwandelt. Ganze Grammatiker-Generationen wuchsen und wachsen immer noch ohne sprachhistorische Ausbildung auf, was wiederum die synchronizistische Theoriebildung konserviert. Weil sie akademische Mainstream-Lehre ist, erscheint sie sogar plausibel.

2 Als den dritten – variationslinguistischen – Pfeiler einer dynamischen Grammatik sehe ich das Sprachdynamik-Konzept von Schmidt/Herrgen (2011) an. Schmidt und Herrgen bekämpfen nämlich ein drittes Erbe des 20. Jahrhunderts, das man *Varietätenrealismus* nennen könnte: „Setzt man Varietäten [...] als homogene Subsysteme an, so stellt dies erneut nur methodisch eine bessere Annäherung an die heterogene Gesamtsprache dar. Es bedeutet aber theoretisch,

2 Literalisierung und Grammatik

2.1 Literalisierung und Kognition

Mit Universalität werden in der Grammatikforschung in der Regel Universalien im sprachtypologischen Sinne oder das Postulat einer Universalgrammatik assoziiert. Aus evolutionärer Perspektive sind allerdings alle Phänomene universal, die nicht kontingent sind, d.h., die unter bestimmten biologischen, kognitiven oder kulturellen Bedingungen notwendigerweise auf den Plan treten oder, wenn sie schon auf dem Plan sind, vergleichbare Merkmale und Entwicklungen aufweisen.[3] In diesem Sinne ist Literalisierung (auch) ein universelles Phänomen mit universalen Merkmalen und Entwicklungszügen. Wie sich ihre kulturelle Universalität in Biologie und Kognition manifestiert, soll kurz angedeutet werden:

Das Thema ‚Mündlichkeit und Schriftlichkeit' erfreut sich in den letzten Jahren zunehmender Aufmerksamkeit auch in medizinischen und psychologischen Fachzeitschriften. Beispielsweise kommen Aaron/Joshi (2006), die die biolinguistische Forschung aus diversen sprachevolutionären Perspektiven Revue passieren lassen, zum Schluss, dass geschriebene Sprache genauso natürlich sei wie gesprochene Sprache, beide seien relativ unabhängige Produkte einer biologischen und sozio-kulturellen Evolution.

Was den Kompetenzaspekt anbelangt, ist Sprache bei Illiteraten in der dominanten Gehirnhälfte nicht gut verankert, während es bei Literaten eine ausgeprägte Links/Rechts-Asymmetrie gibt. Dies wurde auch durch vergleichende Forschungen zu Illiteraten und Literaten mit LH- und RH-Läsionen bestätigt (Parente/Fonseca/Scherer 2008). Zu diesem Befund passt auch das neurolinguistische Konzept der propositionalen vs. nonpropositionalen Sprachkompetenz von Van Lancker (1987, S. 55 ff.). Nach ihr ist die nonpropositionale Sprachkompetenz kohäsiv, d.h. analog, die propositionale dagegen analytisch, d.h. digital. Erstere sei entweder in beiden Gehirnhälften oder in der rechten Hemisphäre lokalisierbar. Demgegenüber sei Letztere ausschließlich auf die linke Gehirnhälfte spezialisiert.

---

durch die Vervielfältigung des Gegenstandsinadäquaten (d.h. der homogenen Kompetenz) einen in der Realität anders strukturierten Gegenstand mit einem ungeeigneten Konzept erfassen zu wollen." (Schmidt/Herrgen 2011, S. 21).

3 Vgl. auch die Forschungsrichtung der sogenannten Ethnosyntax: „broadly defined as the study of connections between the cultural knowledge, attitudes, and practices of speakers, and the morphosyntactic resources they employ in speech" (Enfield 2002, S. 3).

Diese Befunde stellen eine späte Bestätigung der großangelegten kulturhistorischen Studie des Psychologen Julian Jaynes (1993) dar, der die Herausbildung der Links/Rechts-Asymmetrie – das sogenannte Verstummen der bikameralen Psyche – mit der Literalisierung in Verbindung gebracht hat.

Überzeugende empirische Evidenz für literalisierungsbedingte Kompetenzunterschiede in der deutschen Gegenwartsgrammatik liefert die empirische Studie von Jürgen Erich Schmidt (1993) zur sogenannten Attribuierungskomplikation.

Das kognitionswissenschaftliche Fundament für eine dynamische Grammatik bildet Eckart Scheerers Theorie, nach der die Literalisierung zur *Umgestaltung des kognitiven Systems* geführt hat (Scheerer 1993). Laut Scheerer schließen sich die symbolorientierte und die konnektionistische, d.h. netzwerkbasierte, Perspektive auf die Funktionsweise mentaler Prozesse nicht aus, da biologische Systeme „keine symbolische Funktionsebene" haben, aber „den Gebrauch von Symbolen erwerben können – vorausgesetzt, sie werden mit externen Symbolsystemen und dem Umgang mit ihnen konfrontiert" (ebd., S. 162). Die Fähigkeit zur Symbolmanipulation sei eine neue Funktion des konnektionistischen kognitiven Systems, die erst historisch, im Zuge der Literalisierung, erworben wurde.

Aus dieser Auffassung folgen wichtige Schlüsse (siehe auch Ágel 1999; 2003):

1. Da literales Denken erst historisch erworben wird, setzt der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus, aber nicht umgekehrt. Literalisierung führt also zu neuen Denkmustern. Das sind die berühmten Folgen der Schriftkultur, wie sie vor allem von Havelock (1963), Goody (1977; 1987) und Ong (1987) herausgearbeitet wurden.
2. Die neuen symbolorientierten Denkmuster verdrängen nicht notwendigerweise die alten netzwerkorientierten, sondern sie überlagern sie. Es kommt zur Vertikalisierung von oral-literalen Denkmustern.
3. Literalisierung bleibt nicht ohne grammatische Konsequenzen. Der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation verändert grundlegend unsere gesamte Wahrnehmung von sprachlichen Tätigkeiten und Produkten. Dies bedeutet sprachwandeltheoretisch, dass aggregative grammatische Strukturen zunehmend von integrativen verdrängt oder überlagert werden (vgl. Abschnitt 2.2).

Trotz zahlreicher Untersuchungen zum oral-konnektionistischen Denken ist es für uns literal-symbolorientiert Sozialisierten äußerst schwer, vielleicht sogar unmöglich, das oral-konnektionistische Denken nachzuvollziehen.[4] Trotzdem

4 Die immer noch beste und aufschlussreichste Annäherung ist Malinowskis (1974) „Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen".

möchte ich auf ein grammatisches Merkmal der Sprache der Pirahã eingehen, das eine überraschende Parallele zum Ahd. ermöglicht.[5]

Die Pirahã-Kultur basiert nach Everett auf dem Prinzip der Unmittelbarkeit der Erfahrung:

> Im Pirahã gibt es nur deklarative Äußerungen, die sich direkt auf den Augenblick des Sprechens und nur auf Sachverhalte beziehen, die entweder selbst erlebt oder durch einen lebenden Augenzeugen bestätigt wurden. In der Kultur der Pirahã muss alles „rückversichert" werden. Es muss selbst erlebt, von dritter Seite bezeugt oder aus Hinweisen gefolgert sein. Darüber hinaus tragen Verben im Pirahã ein Suffix, das die Nachweisquelle angibt: *xáagahá* = „beobachtet", *hiai* = „gehört" und *sibiga* = „gefolgert". (Everett 2013, S. 384 f.)

(1a) Kóxoí higáísai. Kohoi hi goó gáísai. Xaogií goó gáísai. Báaxaí tíi.
Kóxoí sagte das. Kohoi sagte das. Ausländische Frau sagte das. Ich bin schön. (Everett 2013, S. 391)

(1b) Kóxoí sagte, dass Kohoi sagte, dass die ausländische Frau sagte, dass ich schön bin. (Übersetzung V.Á.)

Im Pirahã muss und kann nur der verbale Zentralknoten mit einem Evidenzmarker authentifiziert werden. Würde man einen verbalen Zentralknoten translatieren, d.h. rekursiv einsetzen, könnte er nicht mehr authentifiziert werden (Everett 2013, S. 385 f.). Im Pirahã sind also wegen der obligatorischen Markierung der Evidentialität am verbalen Zentralknoten weder eingebettete Nebensätze noch komplexe Nominalisierungen möglich. Pirahã können also aus kulturellen Gründen – Prinzip der Unmittelbarkeit der Erfahrung – keine translatierten Knoten authentifizieren. Daraus lässt sich eine Art *Kultur-Grammatik-Pfad* herleiten:

(2) Unmittelbarkeit der Erfahrung → Erzählen → Authentifizierung des Erzählten → Evidenzmarker nur am zentralen Verbalknoten → Parataxe

5 Pirahã ist die letzte noch existierende Mura-Sprache im Amazonasgebiet mit ca. 360 Sprechern. Es waren die Arbeiten von Everett (2005; 2010; 2013), die der Kultur und der Sprache der Pirahã Weltruhm eingebracht haben – der Sprache vor allem deshalb, weil die Pirahã-Grammatik nicht rekursiv ist (siehe auch das Beispiel (1a)), was die Annahme einer Universalgrammatik grundlegend in Frage stellt. Zur Rekursivität siehe Evans/Levinson (2009, S. 442 ff.).

Parataktische Organisation des Diskurses muss also keinesfalls ein inhärentes Merkmal primärer Oralität sein, sie kann auch eine Folge obligatorischer und nichtrekursiver Evidenzmarkierung sein.[6]

Hier gibt es überraschende Parallelen zum Ahd. (Belege (3) bis (5) aus dem Hildebrandslied, (6) aus dem Muspili, zit. n. Kotin/Schönherr 2012, S. 403 f.):

(3) 1: Ik gihôrta đat seggen
(4) 15–16: dat sagetun mi usere liuti, / alte anti frote, dea erhina warun
(5) 42–43: dat sagetun mi seolidante / westar ubar wentilseo
(6) 37: daz hortih rahhôn dia uueroltrehtuuison
,das habe ich die Frommen dieser Welt *sagen hören* ...'

Auch hier geht es um die Authentifizierung des Erzählten:

> Geht man davon aus, dass die overt kodierte Evidentialität eine spezifische Form der „Garantie für die Wahrheit" des Dargestellten war und somit die Konsistenz der konzeptionell mündlichen (wenn auch später medial schriftlichen) Überlieferung bewerkstelligte, muss man zugeben, dass die EV-Signale [= evidentiellen Signale, V.Á.] in diesem System statusmäßig sehr nahe zu denen in den Sprachen mit grammatisch kodierter Evidentialität stehen. (Kotin/Schönherr 2012, S. 404)

Und wenn, wie in Otfrids Evangelienbuch, evidentielle mit epistemischen Markern kombiniert werden, gibt es eine deutliche Hierarchie zugunsten der Evidentialität (Kotin/Schönherr 2012, S. 409).

Diese Hierarchie ist typisch für die erste Phase der Literalisierung, die *Verschriftung*.[7] In der Phase der Verschriftung verdrängt oder überlagert das literale *Darstellen* das orale *Erzählen* noch nicht.[8] Untersuchungen zur Epistemifizierung zeigen (siehe Ágel 1999 mit weiterer Literatur), dass die Epistemifizierung im großen Stil erst in der zweiten Phase der Literalisierung, der *Verschriftlichung*, einsetzt. In dieser Phase, im Deutschen ab dem 16. Jahrhundert, ist mit einer sukzessiven Umkehrung der altdeutschen Hierarchie zu rechnen:

---

6 Parataxe hat auch andere Quellen, z.B. die Redundanz mündlichen Erzählens.

7 ‚Verschriftung' ist nach Koch und Oesterreicher der mediale, ‚Verschriftlichung' der konzeptionelle Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994, S. 587).

8 Im Erzählen gibt es im Gegensatz zum Darstellen auch keinen Unterschied zwischen direkter und indirekter Redewiedergabe. Entscheidend ist die Einheit von Erzählung und Erzähler: Eine Erzählung ist keine Kette von Propositionen, über die der Erzähler urteilt oder zu denen er Einstellungen hat, sondern er ist Teil der Erzählung.

(7) Oralität:
Erzählen → Authentifizierung des Erzählten → Evidenzmarker

Literalität:
Darstellen → Einstellung (‚Meinung') des Darstellenden zum Dargestellten → epistemische Marker

Literalisierung:
Darstellen verdrängt/überlagert Erzählen
Einstellung verdrängt/überlagert Authentifizierung
Epistemizität verdrängt/überlagert Evidentialität

2.2 Die Parameter ‚Aggregation' und ‚Integration'

Die grammatischen Korrelate der Literalisierung sind im Spannungsfeld von zwei übergreifenden Prinzipien der grammatischen Organisation – dem *Kontextgrammatischen* und dem *Symbolgrammatischen Prinzip* – zu lokalisieren.[9] In enger Anlehnung an Arbeiten von Wilhelm Köller zur Perspektivität im Allgemeinen und in der Grammatik im Besonderen (siehe zuletzt Köller 2004) wurde dabei der Aggregationsparameter als der Kernbereich des Kontextgrammatischen Prinzips und der Integrationsparameter als der Kernbereich des Symbolgrammatischen Prinzips identifiziert.[10]

Aggregativität soll nun an den Beispieltypen (8) bis (12), deren integrative Pendants die entsprechenden schriftsprachlichen Strukturen des Gegenwartsdeutschen sind, illustriert werden:[11]

---

9 Damit sind solche Typen von Strukturierungsunterschieden gemeint wie z.B. Situationsgebundenheit vs. Abstraktheit, Analogizität (Dichte) vs. Digitalität (Diskretheit), Ausdrucksbezogenheit vs. Wortbezogenheit, Lose Fügung vs. Kompaktheit, Formale Inkonstanz vs. formale Konstanz, Polyfunktionalität vs. Funktionale Eindeutigkeit, Varianz vs. Invarianz, Formelhaftigkeit vs. Propositionalität, Inhalts- vs. Formorientiertheit, Tätigkeits- vs. Produktbezogenheit, Gebrauch vs. Bedeutung (siehe Ágel 2003; 2007 und 2010b mit weiterer Literatur). Die Unterscheidung von ‚Kontextgrammatik' und ‚Symbolgrammatik' stammt, in Anlehnung an Scheerer (1993), von Eisenberg (1995).

10 Zu ‚Aggregation vs. Integration' vgl. auch Raible (1992) und Koch/Oesterreicher (2011, S. 12f. und 99). Empirisch nachgewiesen werden konnte die Relevanz von diesen Parametern für die nhd. Grammatik im Bereich von Nähe und Distanz (Ágel/Hennig (Hg.) 2006) und der expliziten und elliptischen Junktion (siehe KAJUK; Ágel 2010a; Ágel/Diegelmann 2010; Hennig 2010a, b).

11 Die mit römischen Ziffern von I bis VII zitierten Texte entstammen einem im Aufbau befindlichen Nähekorpus des Nhd. Dabei wurde der Zeitraum 1650–2000 in sieben Abschnitte à 50 Jahre (I = 1650–1700; II = 1700–1750 ... VII = 1950–2000) eingeteilt. Der jeweilige Entstehungs-

(8) Dan es ist verbodten, **kein** geladten Rohr in dißem Walt zu tragen ... (Güntzer I, S. 41 r)

(9) Beynoͤben hatte ich auch 12 fl., so ich zusamengelegt hab, **waß**$_{nom}$ **mihr**$_{dat}$ zu Zeitten von meinen Frindten ist vererdt worden undt [waß$_{akk}$] [ich$_{nom}$] mitt Zinstechen verdienet habe. (Güntzer I, S. 40 v)

(10) Itzt avanzierten wir bis unter die Kanonen, **wo** wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. (Bräker III, S. LV)

(11) Das Hanaw **war** belägert von kaiserischem Volk und **war** besetzet mit Schweden. (Bauernleben I, S. 35)

(12) welche du an **mihr armer Sindter** bewißen hast (Güntzer I, S. 66 r)

Beim Typus (8) handelt es sich um syntaktische Subordination. Dieser entspricht jedoch keine semantische Subordination: Die Setzung der Negation in der Infinitivkonstruktion ist von der Realisierung des negativ-implikativen Matrixverbs *verbieten* unabhängig.[12]

Typus (9) ist doppelt aggregativ. Im zweiten Nebensatz wird einerseits kein Akkusativobjekt *waß* realisiert, obwohl *waß* im ersten Nebensatz im Nominativ steht. Andererseits wird kein Subjektsnominativ (*ich*) realisiert, obwohl das Bezugspronomen im Dativ steht (*mihr*). Es handelt sich um „kategoriale aggregative Koordinationsellipsen" (Hennig 2010a, b).[13]

Typus (10) ist ein Beleg für die westoberdeutsche Relativpartikel *wo* aus dem 18. Jahrhundert. Im heutigen Standarddeutsch wäre hier nur das Relativpronomen möglich.[14]

Typus (11) ist deshalb besonders aufschlussreich, weil er unauffällig ist. Er ist aggregativ, weil die Kopula auch im zweiten Konjunkt realisiert wird, was die Integration der beiden Konjunkte schwächt.

(12) ist schließlich eine Apposition ohne Kasuskongruenz.

Aggregative Strukturen wie (8) bis (12) ist gemeinsam, dass die Regeln der syntaktischen Konstruktionsbildung weniger formal sind als im heutigen Standard. Im 17. Jahrhundert sind sie noch quer durch alle Textsorten belegt. Ab dem 18. Jahrhundert kommen sie jedoch zunehmend nur noch in Nähetexten vor. Warum?

---

abschnitt ist den Zitierformen zu entnehmen. „Güntzer I" ist beispielsweise ein Nähetext aus der Zeit zwischen 1650 und 1700.

12 Die Infinitivkonstruktion bei Güntzer ist also assertiert. Im Gegensatz dazu wäre die Proposition der entsprechenden Infinitivkonstruktion im Gegenwartsdeutschen präsupponiert und die Setzung des Negationsartikels nicht möglich.

13 Die in [...] gesetzten Sequenzen in (9) stellen keine im Text vorkommenden Sprachzeichen dar, sondern lediglich die Rekonstruktionen von kategorialen aggregativen Koordinationsellipsen.

14 Zur Erklärung des Sprachwandels im Bereich der Relativa siehe Ágel (2010b).

2.3 Vertikalisierung des Varietätenspektrums

Das Schlüsselkonzept ist Oskar Reichmanns Theorie der Vertikalisierung des Varietätenspektrums (1988, 1990 und 2003). Reichmann (2003, S. 38 ff.) unterscheidet insgesamt sechs Vertikalisierungsdimensionen, von denen hier drei relevant sind:[15]

1. Sprachsoziologische Vertikalisierung: Die horizontal-polyzentrische Varietätenorganisation weicht einer vertikal-unizentrischen, die sich an der Prestigevarietät, d.h. der Leitvarietät, orientiert. Während Sprachwandel bis ins 15. Jahrhundert vornehmlich im geografischen Raum stattfand, findet ab dem 16. Jahrhundert kaum mehr großflächiger Sprachwandel statt, da durch die sprachsoziologische Umorientierung die horizontalen Varietätenkontakte geschwächt wurden.
2. Mediale Vertikalisierung: Hier geht es um die Nähe-Distanz-Dimension, denn Vertikalisierung ist auch „eine Entwicklung aus der [...] konzeptionellen Mündlichkeit heraus in die konzeptionelle Schriftlichkeit als sprachkulturelles Orientierungszentrum hinein" (ebd., S. 42).
3. Strukturelle Vertikalisierung: Vertikalisierung als Strukturwandel wird von Reichmann als Folge der medialen Vertikalisierung beschrieben. Reichmanns lange Liste aus der Syntaxgeschichte der nhd. Schriftsprache (Reichmann 2003, S. 47) enthält zum Großteil Phänomene, die einer integrativen Umparametrisierung der Leitvarietät zuzuordnen sind.

Die Vertikalisierung hat Konsequenzen für die varietätenbezogene Funktionalisierung von Aggregation und Integration:

- Das ursprüngliche Nebeneinander von aggregativen und integrativen Strukturen verwandelt sich zunehmend in ein Übereinander: Maximal integrativ ist die Leitvarietät, maximal aggregativ sind die Dialekte. Entsprechend ist das Prestige von integrativen Strukturoptionen hoch und von aggregativen niedrig.
- Infolgedessen werden aggregative Strukturen ganz aufgegeben oder beschränken sich auf den Substandard.
- Umgekehrt sind die neuen Strukturen, die in der Vertikalisierungszeit entstehen, integrativ und verbreiten sich von oben nach unten.

15 Auf eine vierte, die sprachreflexive („sprachbewusstseinsgeschichtliche"), Vertikalisierungsdimension komme ich in Abschnitt 4.2 zu sprechen.

Schematisch lassen sich die Phasen der Literalisierung im Deutschen wie folgt zusammenfassen:[16]

primäre Literalität	sekundäre Literalität	tertiäre Literalität
Verschriftung	Verschriftlichung	„sanfte Restandardisierung“
Horizontalität	Vertikalisierung	sanfte Devertikalisierung (?)
Aggregativität	Integration	sanfte Desintegration (?)
8.–15. Jahrhundert	16.–19. Jahrhundert	20.–21. Jahrhundert

Abb. 1: Phasen der Literalisierung im Deutschen

3 Folgen für die Grammatik(theorie) I: Wortgruppe und Phrase

Da die Organisationsprinzipien der Grammatik historisch nicht stabil sind, da sie u.a. in Abhängigkeit von der Literalisierung auf unterschiedlichen Konfigurationen von kognitiven Systemen basieren können, erscheint ein dynamischer Grammatikansatz gerechtfertigt. Ein entsprechendes Forschungsprogramm müsste in der Lage sein, sowohl kontext- als auch symbolgrammatische Modellierungen zu ermöglichen und diese in Abhängigkeit von der jeweiligen Literalisierungsphase aufeinander zu beziehen. Dies bedeutet im Einzelnen:

1. eine kontextgrammatische Modellkomponente für die primäre Oralität;
2. eine symbolgrammatische Modellkomponente für die sekundäre Literalität;
3. die Modellierbarkeit des grammatischen Übergangs zwischen primärer Oralität und sekundärer Literalität, d.h. der primären Literalität;
4. die Modellierbarkeit der Vertikalisierung der kontext- und symbolgrammatischen Modellkomponenten in der sekundären Literalität;
5. die Modellierbarkeit der eventuell kontextgrammatischen Restrukturierung der Symbolgrammatik in der tertiären Literalität.

Um die Tragweite eines solchen Forschungsprogramms abschätzen zu können, möchte ich sie wenigstens an einem zentralen grammatischen Konzept, der Gegenüberstellung von ‚Wortgruppe‘ und ‚Phrase‘, illustrieren.

16 Der Begriff „sanfte Restandardisierung“, der in etwa dem der „Oraliteralisierung“ (Ágel 2005, S. 104) entspricht, stammt von Koch (2010, S. 198), der von „kleinere(n) Zugeständnisse(n) [...] an Einflüsse aus dem Nähebereich“ (ebd.) spricht. Die Abbildung ist betont schematisch, die Textsortenunterschiede sind mitunter groß.

In der in den letzten Jahren neu entfachten Diskussion um die Universalgrammatik geht es u.a. um die Frage, ob das Postulat der Universalität der von der Generativen Grammatik favorisierten Variante der Konstituentenstruktur, der X-bar-Theorie, zu halten ist. Eigentlich stellt sich diese Frage nur, wenn man die Struktur des modernen Englisch zum latenten Modell der Universalgrammatik macht. Denn es ist hinlänglich bekannt, dass es eine große Menge von Sprachen mit freier Wortstellung und diskontinuierlicher Wortgruppenbildung gibt, die sich besser dependenziell als konstituentenstrukturell beschreiben lassen (Evans/Levinson 2009, S. 440 f.). Auch im älteren Deutsch scheint die von Behaghel (1932, S. 240 ff.) sogenannte „Fernstellung" recht verbreitet gewesen zu sein (siehe unten). Deshalb ist es notwendig, eine typologisch motivierte Unterscheidung zwischen Wortgruppe und Phrase aufzugreifen:

> Die Struktur nominaler Ausdrücke ist nicht in allen Sprachen gleich. In einigen Sprachen (z.B. im Lateinischen) sind nominale Ausdrücke locker gefügte Gruppen syntaktisch selbständiger Wörter. In anderen Sprachen (z.B. im Englischen) handelt es sich um hierarchisch strukturierte Phrasen, deren Elemente von unterschiedlicher syntaktischer Selbständigkeit sind. (Himmelmann 1997, S. 1)

In der Geschichte der deutschen Substantivgruppe ist es ein langer Weg von der aggregativen Wortgruppe zur integrativen Phrase. Der entscheidende Umbruch passiert dabei in der Phase der sekundären Literalität, in der sich Phrasen überhaupt erst herausbilden und eine Vertikalisierung von Wortgruppe und Phrase stattfindet. Die einschlägigen Teilprozesse des Syntaxwandels in der Substantivgruppe sind dabei alle mit der Herausbildung und Grammatikalisierung der syntaktischen Nominalklammer im 17./18. Jahrhundert in Zusammenhang zu bringen.[17]

Theoretisch interessanter sind allerdings solche Fälle, die wegen der Übertragung statischer Konzepte auf die Sprachgeschichte nahezu unerkannt bleiben oder statisch interpretiert werden:

(13) [...] als mit Eins ungefehr um 12. Uhr die Ordre kam, **unser Regiment, nebst zwey andern** (ich glaube Bevern und Kalkstein,) **müßten** zurückmarschieren. (Bräker III, S. LV, zit. n. Mánássy 2005)

(14) Man zog ihn auf seinen Schlitten nach Haus, wo noch **die Mutter samt den Kleinen** ihr Wehklagen mit dem unsrigen **vereinten**. (Bräker III, S. LXIV, zit. n. Mánássy 2005)

17 Insgesamt lassen sich zwölf Teilprozesse nachweisen (Ágel 2000, S. 1858 ff.).

(15) [...] **meine Mutter mit ihren Kindern stehen** an der Hausthüre [...] (Haniel IV, S. 19)

Diese Fälle werden in der Regel als sinnkongruente Abweichungen von der Formkongruenz beschrieben.[18] Aus dynamischer Perspektive geht es hier aber um etwas ganz anderes: Offensichtlich spielt die *formale Koordination* in diesen Nähetexten noch keine (entscheidende) Rolle. Die Sprachteilhaber kümmern sich nicht um die Wortart der Junktoren, sie kümmern sich also nicht darum, ob es der Konjunktor *und* ist, der A und B verbindet, oder die komitativen Präpositionen *mit*, *nebst* und *samt*.

Nicht weniger aufschlussreich ist (16), bei dem die Substantivgruppe auf eine leere Menge referiert, aber das Finitum wegen der im Präpositionalattribut ausgedrückten Zehnermenge im Plural steht:

(16) **Keins von allen seinen zehn Kinder wollten** ihm recht ans Rad stehn (Bräker III, S. LIX)

Ein in gewissem Sinne komplementärer Fall liegt mit (17) vor:

(17) **Der Ländertausch** im Jahr 1803 **und die Bekanntschaft** inbetreff der Spedition und der Zahlungen **veranlasste** mich auf die Hütten Werke der Fürstin zu reflektieren. (Haniel IV, S. 49)

Hier geht es nicht um eine Binominalbildung. Außerdem steht das Subjekt im Vorfeld, sodass die Wortstellung als typologisch bekannter disgruenzfördernder Faktor auch nicht in Frage kommt. Trotzdem kümmert sich der Schreiber um den Konjunktor *und* nicht, die Wahl des Numerus dürfte auch hier wie beim komplementären Typus semantisch motiviert sein.

In den Fällen (13) bis (17) geht es um das Fehlen derjenigen Kopfeigenschaften, die Zwicky (1993, S. 297 f.) „category determinant" und „external representative" genannt hat.[19] Bei dem Beleg (18) aus dem 14. Jahrhundert fehlt sogar das zentrale syntaktische Merkmal einer Phrase, nämlich der Kopf selbst:

---

18 Laut Duden (2007, S. 543) übt „das Attribut keinen Einfluss auf den Numerus aus", weshalb die im Sprachgebrauch durchaus vorhandenen Beispiele grammatisch nicht korrekt seien.

19 Dasselbe gilt für Wortgruppen mit hybriden Substantiven (wie *Mädchen* oder *Fräulein*), jedoch mit femininem Pronominalflexiv, die im Nhd.-Korpus von Breder Birkenes/Chroni/Fleischer (2014) (17. bis 19. Jahrhundert) immerhin mit 2,1% vertreten sind. Z.B. *die ältere Fräulein* oder *nebst seiner Fräulein* (ebd., S. 9).

(18) [...] daz ez dir get an dein ere oder an **deinez nechsten** (M. v. Amberg 1238 f., zit. n. Ebert 1993, S. 339)

Ebert (ebd.) spricht hier von der „Ersparung des Kernsubstantivs". Doch ein Kopf ist „required" (Zwicky 1993, S. 298), darf überhaupt nicht erspart werden. Wie ist die aggregative Organisation hier zu erklären?

Das Possessivum *dein* in der Substantivgruppe *dein ere* ist offensichtlich noch ein Pronomen und hat keine Artikelqualitäten wie im Gegenwartsdeutschen. Daraus folgt, dass es sich nicht in einen bestimmten Artikel (*die*) als Kopf des zweiten Konjunkts und einen Possessivartikel als Kopf des Genitivattributs splitten lässt, was die Voraussetzung für eine Phrasenstruktur wäre.

Bei dem Beleg (19) geht es schließlich um die pronominale Adjektivflexion nach dem bestimmten Artikel:

(19) Aber ich undt **der redlicher Geferdt**, welcher mit mihr von Oberehn auß reißet, sahen i[h]n nicht. (Güntzer I, S. 6 f., zit. n. Hennig 2009, S. 34)

Morphologisch ist der Kopf einer Phrase nach Zwicky (1993, S. 298) dasjenige Element, das der Ort der morphosyntaktischen Merkmale ist, die die Phrase als Ganzes trägt („morphosyntactic locus"). Im 17. Jahrhundert war dies tendenziell schon der bestimmte Artikel, aber Belege wie (19) zeigen, dass es noch zwei Optionen gab:

(20a)	der	redlicher	Geferdt
(20b)	der	redliche	Geferdt

Im Falle von (20a) gibt es noch zwei morphologische Kopforte, hier handelt es sich also noch um die Reste einer Wortgruppe. Im Falle von (20b) dagegen ist nur noch der Artikel der morphologische Kopf.[20]

Die Beispieltypen (13) bis (19) repräsentieren also unterschiedliche *Typen von Übergängen von der Wortgruppe zur Phrase*. Der Prozess der phrasalen Umparametrisierung der Substantivgruppe ist mit der Herausbildung der schriftlichen Leitvarietät im 18. Jahrhundert im Wesentlichen abgeschlossen. Im Sinne der in Abschnitt 2.3 beschriebenen Konsequenzen der Vertikalisierung wird die Strukturoption ‚aggregative Wortgruppe' in der Schrift- und der späteren Standardsprache aufgegeben und beschränkt sich seit dieser Zeit auf den Substandard (Nähespre-

20 Das Problem ist besonders virulent im Plural, wo die parallele Flexion vom Typ *die vergangne Zeiten* (Goethe) im älteren Nhd. „auffallend häufig" ist (Dal/Eroms 2014, S. 69).

chen und Dialekte).[21] Methodisch bedeutet dies jedoch keineswegs, dass unter Behaghels „Fernstellung" raum- und zeitunabhängig dasselbe zu verstehen wäre. Vergleichen wir die ahd. und mhd. Belege (21) und (22) mit dem ‚optisch' gleich aussehenden nähesprachlichen Beleg (23) aus dem 19. Jahrhundert:

(21) wanda ich in **dia stat** chom **der wunterlichun herebergo** (N. III, 137, 2, zit. n. Behaghel 1932, S. 243)
(22) daz si **getruwe gesellen** werden **Kristi** in sime lidene (Myst. I, 102, 3, zit. n. Behaghel 1932, S. 243)
(23) Da mach doch Gott geben da **die Zeit** nun endlich mahl komme **des Wiedersehns** (Briefwechsel V, S. 117)

Admoni (1990, S. 55 ff.) und Schrodt (2004, S. 19 ff.) unterscheiden im Ahd. zwischen kompakten und zusammengesetzten Substantivgruppen. Beide Autoren räumen dabei ein, dass die Grenze wegen der eventuellen Fernstellung von Bestimmungsgliedern unscharf und schwer zu ziehen sei. Ein Grenzproblem liegt allerdings nur vor, wenn man davon ausgeht, dass es bereits im Ahd. Phrasen gab.

Eine Wortgruppe ist

> ein Syntagma, in dem syntaktisch selbständige und gleichrangige Elemente juxtaponiert sind. Die Elemente können eine sequentielle und prosodische Einheit bilden, müssen es aber nicht. Das heißt, die Beziehungen der Elemente einer Gruppe untereinander können rein semantischer und ggf. auch morphologischer Natur sein. (Himmelmann 1997, S. 137)

Demnach besteht das methodische Problem im Falle der Fernstellung darin, festzustellen, ob die Bestimmunglieder syntaktisch und semantisch selbstständig sind oder nicht. In den Fällen (21) bis (23) geht es konkret um die Frage der (relativen) Selbstständigkeit des Genitivs im Ahd./Mhd. bzw. im Nhd.

Im älteren Deutsch (und auch im Gotischen) standen sich der possessive und der prädikative Genitiv sehr nahe (Dal/Eroms 2014, S. 31). Mit anderen Worten, auch der verbale Ausdruck der Zugehörigkeitsrelation durch Kopula + Substantivgruppe$_{gen}$ war, im Gegensatz zum Nhd., produktiv. Aus der Sicht des Genitivs bedeutet dies eine wesentlich größere syntaktische und semantische Selbstständigkeit, denn dieselben Wortgruppen konnten sowohl als nominale Bestimmungsglieder in Fernstellung wie auch als Prädikativa verwendet werden:

21 Die Analogien zum Grammatikwandel im Bereich der Relativpartikeln *so* und *wo* sind nicht zu übersehen (siehe Ágel 2010b).

(21') **dia stat** ist **der wunterlichun herebergo**
(22') **getruwe gesellen** sint **Kristi**

Der Genitiv im älteren Deutsch war also relativ *domänenunspezifisch*, die umfassende strukturelle Entwicklung der „wachsende(n) Differenzierung der Substantiv- und der Verbgruppe" (Admoni 2002 [1953], S. 49), zu der auch die zunehmende Trennung der strukturellen Verbalkasus (Nom., Akk. und Dat.) vom strukturellen Nominalkasus (Gen.) gehört, setzt erst im Frnhd. ein.[22]

Wendet man nun den obigen ‚Prädikativtest' auf (23) an, ist das Ergebnis als fragwürdig einzustufen, da der prädikative Genitivgebrauch im 19. Jahrhundert nicht mehr produktiv ist und da die Substantiv- und die Verbgruppe strukturell weitgehend getrennt sind:

(23') ?**die Zeit** ist **des Wiedersehns**

Die Fernstellung in (23) ist zwar nähesprachlich, aber die Substantivgruppe$_{gen}$ ist syntaktisch und semantisch nicht mehr selbstständig, sie ist *domänenspezifisch*. Hier geht es also nicht um eine aggregative Wortgruppe wie in den ahd. und mhd. Belegen, sondern um die diskontinuierliche Realisierung einer integrativen Phrase. ‚Optisch' sehen die Belege vergleichbar aus, sie sind es aber nicht, da die jeweiligen Fernstellungen auf unterschiedlichen strukturellen Grundlagen beruhen.

Der Terminus ‚Phrase' ist in der modernen Linguistik zum Label geworden. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn jedem, der das Label verwendet, klar wäre, dass ‚Phrase' ohne weitere Begründung nur ein Etikett ohne theoretischen Wert ist. Das ist aber nicht der Fall. Von dieser inflationären Verwendung des Wortes, die in Termini wie ‚Projektorphrase' oder ‚Intonationsphrase' gipfelt, profitiert auch die X-bar-Theorie, die uns vormachen will, dass alle Sprachen und Varietäten der Welt in Gegenwart und Geschichte dieselbe syntagmatische Grundstruktur haben. Das ist eine empirisch falsche und theoretisch statische Sicht, die nach der typologischen Untersuchung von Evans/Levinson (2009) zu den Mythen der Universalgrammatik gehört.

22 Da uns keine altdeutschen Muttersprachler zur Verfügung stehen, basiert die postulierte Korrektheit von (21') und (22') auf Analogieschlüssen und der Domänenunspezifik des Genitivs im älteren Deutsch.

4 Folgen für die Grammatik(theorie) II: Online- und Offlinesyntax

4.1 Die historische Dynamik von Online- und Offlinesyntax

Wenn die Grammatik im Zuge der Literalisierung umparametrisiert wird, muss dies Konsequenzen auch für unser Verständnis von Mündlichkeit haben, d.h. insbesondere für die Modellierung der Grammatik der Gesprochenen Sprache (Hennig 2009; Zeman 2013) und der sogenannten Differenzgrammatik zwischen gesprochener und geschriebener Sprache (Hennig 2006; Schneider 2011). Auch die Gesprochene-Sprache-Forschung muss also aus der Statizität der Grammatiktheorien ihre Lehren ziehen, um zum dynamischen Perspektivwechsel beitragen zu können.

Gehen wir davon aus, dass Sprecher und Schreiber in Abhängigkeit von der zu lösenden kommunikativen Aufgabe auf diejenigen ihnen verfügbaren sprachlichen Ressourcen zurückgreifen,

a) von denen sie sich erhoffen, diese Aufgabe am besten lösen zu können,
b) die ihnen historisch und soziokulturell überhaupt zur Verfügung stehen und
c) die im jeweiligen Medium überhaupt verwendbar sind. Dies gilt sowohl für die schriftliche Realisierung gesprochensprachlicher Strukturen als auch für die mündliche Realisierung geschriebensprachlicher Strukturen.

Man betrachte hierzu die folgende Abbildung 2. Die Abbildung enthält als Grundmenge alle in einer Varietät verfügbaren syntaktischen Strukturen. So eine (idealisierte) Grundmenge meint man, wenn man beispielsweise von der Syntax des Altsächsischen oder der gegenwartsdeutschen Standardsprache spricht.

Eine Teilmenge dieser syntaktischen Grundmenge ist die *Offlinesyntax*. Sie ist historisch nicht stabil, sondern wandelt sich in Abhängigkeit von der jeweiligen Phase der Literalisierung; sie ist *ein historisch sich wandelndes Gefüge von literalen*, d.h. in der jeweiligen Phase der Literalisierung die jeweilige Schriftkultur repräsentierenden, *syntaktischen Strukturen*.[23] Darunter, dass offlinesyntaktische Strukturen die jeweilige Schriftkultur repräsentieren, verstehe ich, dass sie in geschriebenen Texten regulär vorkommen, ohne indexikalisch auf die Mündlichkeit zu verweisen. Das wichtigste syntaktische Merkmal des Wandels von offlinesyntaktischen Strukturen ist ihre abnehmende Aggregativität/zunehmende Integrativität.

23 Dies wäre das Schriftlichkeitsanalogon von „Mündlichkeit 3“ nach dem Modell von Zeman (2013).

Abb. 2: Die historische Dynamik von Online- und Offlinesyntax[24]

Die Komplementmenge der Offlinesyntax bezogen auf die Grundmenge ist *die Onlinesyntax*. In der primären Oralität, in der es noch keine Offlinesyntax gibt, ist die Grundmenge mit der Onlinesyntax identisch. Literalisierung bedeutet quantitativ, dass die Offlinesyntax überhaupt erst entsteht und sich auf Kosten der Onlinesyntax ausbreitet.

Aus der Tatsache, dass sich die Offlinesyntax historisch wandelt, folgt, dass sich auch die Komplementmenge der Offlinesyntax, d.h. die Onlinesyntax, historisch wandelt (siehe auch Zeman 2013, S. 397). Mit anderen Worten, *in Abhängigkeit von der jeweiligen Phase der Literalisierung wandelt sich auch der Gegenstand der Gesprochenen-Sprache-Forschung*. Was unter ‚grammatisch mündlich' etwa in Bezug aufs Mhd. zu verstehen ist, muss auf der Basis einer durchweg *aggregativen* mhd. Offlinesyntax herausgearbeitet werden, während die moderne Gesprochene-Sprache-Forschung ihre Konzepte vor der Folie einer weitestgehend *integrativen* standarddeutschen Offlinesyntax entwirft. Beispielsweise stellen (aggregative) Apokoinu-Konstruktionen im Mhd. eine ganz normale *offline*syntaktische Struktur dar, die sicherlich auch online verwendet wurde, während sie in der modernen Standardsprache eine ebenfalls ganz normale *online*syntaktische Struktur sind.

24 Der Terminus ‚Onlinesyntax' geht auf Auer (2000) zurück. In einer jüngeren Publikation verwendet er auch den Terminus ‚Offlinegrammatik' (Auer 2007, S. 95).

Die onlinesyntaktischen Strukturen operieren also auf den historisch verfügbaren offlinesyntaktischen Strukturen. Die im Rahmen der jeweiligen historischen Grundmenge (‚Syntax') vorhandenen *primären* und *sekundären* onlinesyntaktischen Strukturen werden also im jeweiligen historischen Online-Offline-Beziehungsgefüge ‚ausgehandelt'.[25] Es gibt also keine Apokoinu-Konstruktionen per se, keine Koordinationsellipsen per se, keine Satzrandstrukturen per se usw. Dies mag empirisch und theoretisch trivial sein, aber der methodische Umgang mit Grammatik spricht hier eine ganz andere Sprache. Vielleicht auch deshalb, weil man nur sehr wenigen grammatischen Begriffen ansieht, dass sie historisch gebunden sind. Ein solcher Begriff ist ‚Ausklammerung', dessen Anwendung auf die Zeit vor der Herausbildung der Verbalklammer logischerweise keinen Sinn macht.

Aus diesem dynamischen Online-Offline-Konzept folgt u.a., dass Gesprochene-Sprache-Forscher ihren Gegenstand nicht legitimieren müssen. Die jeweilige historische ‚Grenze' zwischen Online- und Offlinesyntax betrifft Geschriebene- wie Gesprochene-Sprache-Forscher gleichermaßen.

Der Legitimationsdruck, der offenbar auf vielen Gesprochene-Sprache-Forschern lastet, manifestiert sich in Bemühungen, grammatisch korrekte Konstruktionen von sogenannten Performanzfehlern abzugrenzen (siehe etwa Schneider 2011, S. 180 ff.). Grammatikalität ist allerdings ein – in der Regel normatives, da theoriegeleitetes – Konzept, das sich auf die *Produkte* der Offlinesyntax bezieht (Sampson/Babarczy 2014). Sie lässt sich auf die – typischerweise interaktive – onlinesyntaktische Produktion, auf die sich in Gesprächen manifestierende *Tätigkeit*, nicht übertragen.[26] Außerdem ist die Bandbreite der onlinesyntaktischen Konstruktionen mitunter wesentlich größer als die der aus offlinesyntaktischen Arbeiten bekannten Strukturen.[27] Hier lässt sich das Grammatikalitätskonzept, wenn überhaupt, nur auf die online eingesetzten offlinesyntaktischen Strukturen, jedoch nicht auf die genuin onlinesyntaktischen Konstruktionen anwenden. Und Performanzfehler gibt es online (Versprecher) wie offline (Flüchtigkeitsfehler).[28]

---

25 Das Konzept der primären und sekundären Unterschiede übernehme ich von Hennig (2006, S. 102 ff.), siehe auch Schneider (2011).

26 Nach Coseriu (1988, S. 59) kann „die Tätigkeit des Sprechens, (a) als Tätigkeit, (b) als das der Tätigkeit zugrundeliegende Wissen und (c) als das Produkt der Tätigkeit betrachtet werden [...]".

27 Instruktiv ist diesbezüglich Auers Analyse der „projizierenden Konstruktionen mit so" (Auer 2007, S. 109 ff.).

28 Kein Geschriebene-Sprache-Forscher kümmert sich um die Frage, grammatisch korrekte Strukturen von Flüchtigkeitsfehlern abzugrenzen.

Die Gegenstandsfrage für Geschriebene- wie Gesprochene-Sprache-Forscher lautet gleich: Welche syntaktischen Strukturen *einer gegebenen historischen Grundmenge* in einer gegebenen Phase der Literalisierung sind bereits als Offlinestrukturen grammatikalisiert *unabhängig davon*, ob sie genetisch aus den jeweiligen Grundbedingungen medialer Mündlichkeit herleitbar sind oder nicht? Frei nach Givon: *Today's literacy is yesterday's orality.*

Wichtig ist der Bezug auf die gegebene historische Grundmenge. Denn es ist zwar richtig, dass die Gesprochene Sprache die Prozessierung *mit* der Zeit bevorzugt und deshalb Konstruktionstypen vermeidet, die eine Prozessierung *gegen* die Zeit erfordern (Auer 2000; 2007). Aber vermeiden kann die gegenwärtige Gesprochene Sprache etwa die Verwendung von sogenannten Rückwärtsellipsen, wie z.B. *Klaus arbeitet in und Peter bei Kassel*, trivialerweise nur deshalb, weil sich im Deutschen die integrative Struktur ‚Rückwärtsellipse' überhaupt herausgebildet hat. Umgekehrt kann die gegenwärtige Geschriebene Sprache Apokoinu-Konstruktionen trivialerweise nur deshalb vermeiden, weil sich im Deutschen der digital organisierte grammatische Satz (mit diskreten syntaktischen Grenzen) herausgebildet hat (siehe Abschnitt 4.3).[29]

Soweit die Präliminarien. Im Folgenden soll dieses dynamische Online-Offline-Konzept näher erläutert werden. Im Mittelpunkt steht dabei das Stellungsfeldermodell.

4.2 Klammern, Stellungsfelder (und die Wortstellung im Ahd.)

Hinsichtlich der Wortstellung im Ahd. findet man in der ahd. Syntax (Schrodt 2004) recht verwirrende Aussagen:

Im Kapitel „Zweitstellung (Mittelstellung)" heißt es: „In der normalen, nicht-emphatischen Aussage ist die Mittelstellung die Regel" (ebd., S. 200). Unter Mittelstellung werden dann drei Fälle genannt, wo „vor dem Vf noch ein weiteres Satzglied (steht)" (ebd., S. 201). Gemeint ist mit „weiterem Satzglied", dass vor dem Vf zwei Satzglieder stehen. Diese Fälle werden aber nicht als Verbdrittstellung gerechnet: „Für eine in der Literatur gelegentlich erwähnte grammatische Drittstellung im Aussagesatz gibt es keine sicheren Belege" (ebd., S. 202, Anm. 1).

In direktem Anschluss, im Kapitel „Späterstellung und Endstellung" heißt es dann: „Wenngleich die Zweitstellung des finiten Verbs wie im Nhd. schon im Ahd. die Regel war, gibt es doch zahlreiche Belege für Nachzweitstellungen" (ebd., S. 202).

29 Zu digitalen vs. analogen Strukturen vgl. Ágel (2003, S. 24 ff.).

Demnach gibt es also einerseits zwei Satzglieder vor dem Vf, andererseits Nachzweitstellungen des Vf. Diese Stellungen sind aber nicht als Verbdrittstellungen zu werten. Gleich das erste Beispiel für Nachzweitstellung ist ein Beleg aus dem Hildebrandslied:

(24) sunufatarungo iro saro rihtun
‚Vater und Sohn ihre Rüstungen richteten' (HL 4)

Schrodt (2004, S. 208 ff.) wendet auch das Stellungsfeldermodell auf das Ahd. an und geht davon aus, dass die nhd. Stellungsfelder und die nhd. Klammer bereits im Ahd. voll da sind: „Grundsätzlich zeigen sich keine großen Unterschiede zwischen ahd. und nhd. Stellungsregularitäten" (2004, S. 210).

Im Gegensatz zu Schrodt erklärt Hinterhölzl (2010) die ahd. Wortstellung, indem er zeigt, dass die Verbstellung in Abhängigkeit von der Informationsstruktur zu interpretieren ist:

(25) C Hintergrund Kontrastfokus V Informationsfokus
(Hinterhölzl 2010, S. 127)

Dieser Befund, wie auch Schlachter (2010) und Schallert (2010), lässt meines Erachtens die Interpretation zu, dass das Verb im Ahd. eine andere, viel autonomere Stellung hatte als später und dass sich die anderen Glieder relativ frei um das Verb herum gruppieren ließen.[30] Dies bedeutet einen grundlegenden Perspektivwechsel auf die ahd. Wortstellung: Das Verb hat weder eine Erst- noch eine Zweit-, Dritt-, Mittel-, Nachzweit-, Später- oder Letztstellung, sondern steht wie ein Fels in der Brandung grundsätzlich stabil, und es ist das nichtverbale Zeichenmaterial, das sich nach informationsstrukturellen Kriterien um das Verb herum bewegt.

Dieses *verbzentrierte* Modell, das auf das Stellungsfeldermodell nur schwer abzubilden sein dürfte, lässt sich, ohne die Reihenfolge der nichtverbalen Glieder zu ändern, an Variationen zu dem Beleg (24) wie folgt veranschaulichen:

30 „Angesichts der hohen Zahl von Nebensätzen ohne Verbend-Stellung und der Verbdritt-Konstruktionen im deklarativen Hauptsatz wurde eine strukturell verankerte mediale Verbposition vorgeschlagen [...]" (Schlachter 2010, S. 421). Ahd. stellt „ein reichhaltigeres System dar als spätere Stufen des Deutschen, indem es typische Eigenschaften von VO- und OV-Sprachen miteinander verbindet, also in ontologischer Sicht keinem der beiden Typen angehört" (Schallert 2010, S. 390). Zu möglichen nichtverbalen Gliedern vor dem Vf in selbstständigen Deklarativsätzen siehe Axel (2002, S. 19 f.), generell zur Verbstellung Dal/Eroms (2014, S. 205 ff.).

(24')

(a)	sunufatarungo iro saro	rihtun	
(b)	sunufatarungo	rihtun	iro saro
(c)		rihtun	sunufatarungo iro saro
(d)	thaz sunufatarungo iro saro	rihtun	
(e)	thaz sunufatarungo	rihtun	iro saro
(f)	thaz	rihtun	sunufatarungo iro saro

Unabhängig davon, ob man die verbzentrierte oder die traditionelle *verbstellungszentrierte* Modellierung der ahd. (bzw. der jüngeren) Wortstellung bevorzugt, theoretisch begründet werden kann ein Modell nur, wenn es für die Formulierung von Regeln notwendig ist (Reis 1980). In diesem Sinne notwendig ist das Stellungsfeldermodell nach Reis (ebd., S. 73 f.), wenn es um die Beschreibung der Abfolge der Pronomina im Gegenwartsdeutschen geht. Allerdings war die Abfolge der Pronomina bis ins frühe Nhd. wesentlich variabler als heute (Behaghel 1932, S. 74 f.), sodass hier keine Notwendigkeit besteht, Abfolgeregeln auf einen (traditionell satztypenneutralen) Mittelfeldbegriff zu beziehen.

Die Notwendigkeit des Regelbezugs ist eine zwar notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Begründung des Stellungsfeldermodells. Zugrunde liegen muss die Begründung der Klammerstruktur, ohne die es ja keine Stellungsfelder gibt.

An dieser Stelle ist es nicht möglich, die Klammerproblematik ausführlich zu diskutieren, deshalb beschränke ich mich auf drei Punkte (siehe auch Ágel 2000):

1. Obwohl eine Nebensatzklammer unisono – und in der Regel ohne weitere Begründung – angenommen wird, wurden die für die Annahme notwendigen Wortstellungsparallelen zwischen Haupt- und Nebensatz empirisch nie nachgewiesen. Im Gegenteil: Nach aktuellem Forschungsstand haben „sich die zwei Unterarten der Satzklammer nicht ganz gleich entwickelt [...]" (Ebert 1986, S. 105).[31] Dies spricht gegen die „methodische Viabilität" (Ágel 2001, S. 319) eines Klammerbegriffs im weiteren Sinn, der auch die Nebensatzklammer umfasst.
2. Wegen der angeblich komplementären Verteilung von Finitum und Subjunktor in der linken Satzklammer (siehe 3.) ist es zwingend, nur das jeweilige Finitum des Nebensatzprädikats als rechte Satzklammer zu betrachten. Dies

31 Hinterhölzl (2010, S. 136), der die Notker-Daten von Näf (1979) interpretiert, stellt sogar „eine eklatante Diskrepanz in der Herausbildung der Satzklammer zwischen Hauptsätzen und Nebensätzen" fest: In Hauptsätzen werden Subjekte viermal so oft und Objekte fast doppelt so oft ausgeklammert wie in Nebensätzen.

führt dazu, dass der Infinitivkomplex in einer Reihe von Verbalkomplexen obligatorisch ‚ausgeklammert' ist, z.B. ... [[*dass*] *sie* [*hat*]] *arbeiten können*. Somit wird theoretisch eine Art Verdoppelung des Ausklammerungsbegriffs erzwungen, denn neben der ‚externen', außerhalb der rechten Satzklammer stattfindenden, Ausklammerung gibt es auch eine Art ‚interner Ausklammerung' im Verbalkomplex selbst.[32]

3. Auch wenn die linke Satzklammer nur eine „Positionskategorie" (Wöllstein 2010, S. 26) sein soll, ist die komplementäre Verteilung von Finitum und Subjunktor in der linken Satzklammer höchst fragwürdig. Komplementarität lässt sich nämlich allenfalls zwischen dem V1- und dem Vletzt-Satztyp, (26a) vs. (26b), nicht jedoch zwischen V2 und Vletzt, (26c) vs. (26b), herstellen:

(26a)	[[Hat]	man	dich	[erwischt]?]	
(26b)	[[dass]	man	dich	erwischt	[hat]]
(26c)	Man	[[hat]	dich	[erwischt].]	

Wöllstein (ebd., S. 26) führt die Komplementarität tatsächlich anhand der Gegenüberstellung der Beispiele (26a) und (26b), also von V1 und Vletzt, ein, aber in der anschließenden Tabelle, die die komplementäre Verteilung von Finitum und Subjunktor veranschaulichen soll (ebd., S. 27), werden nicht mehr V1 und Vletzt, sondern V2 und Vletzt gegenübergestellt.

Unklar bleibt bei dieser Art Komplementaritätspostulat nicht nur, worauf die basale topologische Gemeinsamkeit von V1 und Vletzt (syntaktisch und/oder semantisch und/oder pragmatisch) beruht, sondern auch, wie sich angesichts der Miteinbeziehung von V2 in das Komplementaritätspostulat die Exklusivität des V2-Vorfelds begründen lässt.

Geht man dagegen davon aus, dass sich die Wortstellungsregularitäten im Nebensatz ohne Klammer erfassen lassen, bleiben nur die grammatisch einheitlichen, da prädikatsbildenden, Verbklammern der Satztypen (26a) und (26c) übrig.

Sind aber alle Prädikate, die nichtverbale Glieder ‚umklammern', gleich als Verbklammern zu werten?

Zu unterscheiden ist mit Eichinger (1995, S. 304) zwischen *Distanzstellung* und *Klammer*. Unter Klammern versteht er Konstruktionen „mit einem spezifisch strukturierten ‚Inhalt'" zwischen den beiden Klammerteilen. Mit anderen Wor-

32 Zum Bech'schen Unterfeld siehe auch Abschnitt 4.3.

ten, Klammerteile umschließen kein ungeordnetes Aggregat von Elementen, sondern ein Mittelfeld, dessen Kriterium die spezifische Anordnung seiner Elemente ist. Unter Distanzstellung versteht er hingegen lediglich die Fernstellung von grammatisch zusammengehörigen Konstituenten voneinander. Die Grammatikalisierung der Distanzstellung findet im Frnhd. und im frühen Nhd. statt, die nach Eichinger erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts in die Herausbildung der Klammer mündet.

Eichinger (ebd., S. 321) erklärt den Wechsel von der Distanzstellung zur Klammer „mit den grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit". Was heißt das?

Im 17. Jahrhundert, wo das Prinzip der Distanzstellung bereits weitestgehend durchgeführt ist, herrsche immer noch ein eher anreihender Strukturtyp vor (ebd., S. 313 ff.). Anreihung ist ein Strukturprinzip, das ursprünglich für die konzeptionelle Mündlichkeit charakteristisch war. Ihre Übertragung in die konzeptionelle Schriftlichkeit in der Kanzleisprache führt zur Interferenz mit der immer mehr überdehnten und im 17. Jahrhundert schon grammatikalisierten Distanzstellung (ebd., S. 315 ff.); sie führt nahezu unvermeidlich „zu ziemlich schwerverständlichen Konstruktionen" (ebd., S. 315).

Diese Rezeptionsschwierigkeiten stellen solange kein Problem dar, als „das in den entsprechenden Schriften vermittelte Wissen von öffentlichen Dingen Herrschafts- und Spezialistenwissen ist" (ebd., S. 317). Unter den „grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit" werde jedoch das markierte Strukturprinzip der Kanzleisprache durch einen neuen Schub konzeptioneller Mündlichkeit repariert.

In diesem Kontext spielt nach Eichinger Reichmanns vierte – die sprachreflexive – Vertikalisierungsdimension die entscheidende Rolle:

Die Zeit der Vertikalisierung (16.–18. Jahrhundert) fällt mit der der nationalkulturellen und patriotischen Instrumentalisierung von Sprache, einem neuen sprachreflexiven Denken, zusammen. Der Leitvarietät werden dabei besondere Gütequalitäten zugeschrieben, die anderen Varietäten nicht zukommen. Nach der rationalistischen Auffassung von einem möglichst ungebrochenen Entsprechungsverhältnis zwischen Sachen/Sachverhalten, Gedanken und Sprachzeichen setzt das deutliche und eindeutige Sprechen und Schreiben aufgeklärter, gebildeter Bürger u.a. deutliche syntaktische Regeln voraus (Reichmann 1995, S. 188). Eine in diesem Sinne deutliche Regel im ausgehenden 17. Jahrhundert ist nach Eichinger die Distanzstellung der analytischen Verbformen. Deutlich musste nur noch das werdende Mittelfeld strukturiert werden, um die Realisierung des idealen rationalistischen Entsprechungsverhältnisses syntaktisch zu ermöglichen. Dies ist dann im 18. Jahrhundert erfolgt (mehr dazu in Ágel 2000).

4.3 Entzeitlichung, Linearisierung, Integration

Im Sinne des in Abschnitt 4.2 Gesagten ist davon auszugehen, dass es vor dem 18. Jahrhundert keine Klammerstrukturen und Stellungsfelder im heutigen Sinne gab und dass deren Grammatikalisierung eng mit der sekundären Literalität verbunden ist, da sie sich nur vor der Folie der (natürlich idealisierten) Opposition von konzeptioneller Mündlichkeit und konzeptioneller Schriftlichkeit modellieren lässt.

Was sind nun die Konsequenzen für ein dynamisches Online-Offline-Konzept?

Richtungsweisend ist hier die von Günthner und Hopper getroffene Unterscheidung zwischen der *Zeitlichkeit* der gesprochenen und der *entzeitlichten Linearität* der geschriebenen Sprache:

> Die Linearität des Zeichens, von dem de Saussure – trotz seiner Betonung der Zeitlichkeit gesprochener Sprache – ausging, ist ein entzeitlichtes Konzept, das auf der Metapher des geschriebenen Textes als fertiges Produkt basiert, wobei unsere horizontale Ausrichtung beim Lesen ikonisch als Progression in der Zeit interpretiert wird. (Günthner/Hopper 2010, S. 3)

Die Stellungsfelder, d.h. Vor-, Mittel- und Nachfeld, stellen ein Produkt der entzeitlichten Linearität der konzeptionellen Schriftlichkeit dar, sie gehören also zur Offlinesyntax. Die sogenannten Satzrandstrukturen, die sich nicht als Felder grammatikalisiert haben, stellen dagegen natürliche Ressourcen der Onlinesyntax dar, sie sind Produkte der Zeitlichkeit der Onlinesyntax, die an den Rändern der offlinesyntaktischen Stellungsfelder operieren. Sätze als Offlinestrukturen der sekundären Literalität sind also online „prinzipiell verlängerbar" (Selting 1995, S. 73).[33] Ich schlage für die Bezeichnung der gegenwartsdeutschen Onlinestrukturen am Rande der Offlinesätze den Terminus (linkes und rechtes) *Satzrandglied* vor, um diese Strukturen auch terminologisch von den Offlinesatzgliedern zu unterscheiden.

Eine mögliche Einbindung der Raumstruktur der Stellungsfelder in die Zeitstruktur der Onlinesyntax soll an der Kombination eines Timm-Belegs mit einigen typischen linken Satzrandgliedern veranschaulicht werden:

(27) Ich komme aus dem Garten in die Küche, wo die Erwachsenen stehen, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester. (Timm Bruder, S. 7)

33 Zu Satz als prototypische Offlinestruktur siehe auch Maas (2010).

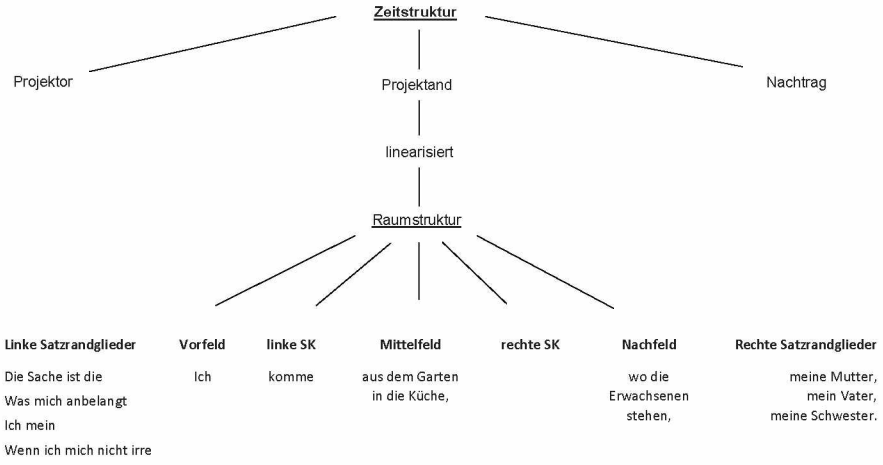


Abb. 3: Offline-Stellungsfelder als Online-Ressource

Eine potenzielle Online-Grundstruktur besteht aus drei (zeitlich) nacheinander zu realisierenden Teilen: Aus den beiden Teilen einer sogenannten Projektorkonstruktion (Günthner 2008), die ich *Projektor* und *Projektand* nenne, und dem *Nachtrag*, unter dem die zeitliche Verlängerung einer Projektorkonstruktion zu verstehen ist.

Mögliche Projektoren der in Abbildung 3 modellierten Onlinestruktur sind die angeführten linken Satzrandglieder, deren Projektand der grammatische Satz, d.h. die durch die Stellungsfelder abgegrenzte Offlinestruktur, ist. Nachgetragen wurden hier die rechten Satzrandglieder *meine Mutter*, *mein Vater*, *meine Schwester*. Diese stellen die ikonische Umfunktionierung einer genuinen Online-Ressource als Teil derjenigen grammatischen Strukturen bei Timm dar, die Erinnerungen simulieren (George 2014). Mit anderen Worten, in (27) wird eine genuine Online-Struktur offline genutzt.

Der grammatische Satz, der typischerweise Projektand einer Online-Struktur ist, ist intern *integrativ* organisiert: Die Klammer und die Stellungsfelder bilden einen Systemraum, in dem die Linearisierungsregeln aufeinander abgestimmt sind.

Die Satzgrenzen, d.h. die Grenzen zwischen Projektor und Projektand bzw. Projektand und Nachtrag, sind dagegen typischerweise *aggregativ*, es sind die Nahtstellen der Einbindung der prototypischen Raumstruktur ‚Satz' in die dreigliedrige Zeitstruktur.

Gibt es aber Evidenzen für
a) den genuinen Offline-Charakter und
b) die späte historische Herausbildung der Stellungsfelder?

Indirekte Evidenz für den genuinen Offline-Charakter liefern u.a. Adjazenzstrukturen, z.B.

(28) A: Woher kommst du?
B: Aus Mannheim (≠ Aus Mannheim komme ich)

Zeitlichkeit ist das eine zentrale Merkmal gesprochener Sprache, das andere ist Dialogizität. In der Tat funktionieren Frage-Antwort-Strukturen wie (28) nicht im Sinne des Offline-Stellungsfeldermodells. Denn Bs Antwort wird nicht so verstanden, dass das Antwort-Direktivum das Frage-Direktivum paradigmatisch ersetzt. Mit anderen Worten, obwohl *Woher* das Vorfeld besetzt, wird *aus Mannheim* nicht als Vorfeldbesetzung interpretiert.

Was b) anbelangt, soll kurz auf 1) die *Herausbildung linker Satzrandglieder* und 2) das *verbale Schlussfeld im Nebensatzprädikat* eingegangen werden.

Ad 1):
Linksversetzungen stellen nach Hennig (2009, S. 36) universelle Nähemerkmale dar, da ihre Verwendung „offenbar keinen besonderen historischen Bedingungen unterliegt". Entsprechend kommen sie bzw. generell Linksherausstellungen auch „in recht unterschiedlichen Sprachen" vor (Lötscher 1995, S. 35 f.). Im Deutschen sind Prolepsen bereits aus ahd. Zeit belegt (Näf 1979, S. 128 ff.), wo sie bei Notker „eine gewisse Nähe zur gesprochenen Sprache" zeigen (Näf 1979, S. 131). Im Mhd. waren Linksherausstellungen selten (Dal/Eroms 2014, S. 213). Im Frnhd., in der Zeit der Grammatikalisierung der Distanzstellung, nimmt der Gebrauch bis Anfang des 16. Jahrhunderts kontinuierlich ab (Lötscher 1995, S. 42), was Lötscher (ebd., S. 55) mit der Herausbildung der konzeptionellen Schriftlichkeit erklärt. Im Nhd. sind sie nur noch aus Nähetexten bekannt (siehe Elspaß 2005 und 2010).

Wenn nun die Stellungsfelder im heutigen Sinne erst seit dem 18. Jahrhundert zur Verfügung stehen, bedeutet dies, dass der *gegenwartsdeutsche grammatische Satz*, dessen Definiens (u.a.) die Stellungsfelder sind, eine relativ junge Struktur ist. Entsprechend jung sind die *Satz*randglieder, die sich als (spezifisch deutsche) *Grammatikalisierungen von Linksherausstellungen* beschreiben lassen. Linksherausstellungen sind demnach Onlineprojektoren, die sich auf die On- oder Offline-Vorgängerprojektanden des heutigen Satzes beziehen. Linke Satzrandglieder sind dagegen Online-Projektoren (auch) des ‚modernen' Offlineprojektanden ‚Satz'.[34] Wie man an der kurzen historischen Skizze sieht, waren Linksherausstellungen unproblematisch in der Phase der primären Literalität, in der es noch keine Sätze

34 Natürlich projizieren linke Satzrandglieder nicht nur Sätze.

im heutigen Sinne gab. In der sekundären und tertiären Literalität beziehen sich diese Zeitstrukturen allerdings auf eine Raumstruktur, was kontraikonisch ist.

Soweit die Theorie. Und die Praxis? Gibt es *diagnostische* Möglichkeiten, zwischen (früheren) Linksherausstellungen und (heutigen) linken Satzrandstrukturen zu unterscheiden?

Nach Behaghel (1932, S. 14) steht im ältesten Ahd. „das Verbum nicht in Zweitstellung, wenn der Satz außer dem einleitenden Wort noch unbetonte Wörtchen enthält", vgl.

(29) dhiu chiborgonun hort dhir gibu (Isid(or) 6, 4, ebd.)

Dass Prolepsen vergleichbar strukturiert waren, ist nicht zu übersehen, z.B.

(30) Intentio unde depulsio. / diu machônt / ten statum. (Notker, AK 79.21, zit. n. Näf 1979, S. 129)

Würde man *Intentio unde depulsio* als Vorvorfeldbesetzung interpretieren, müsste man entsprechend auch das Akkusativobjekt *dhiu chiborgonun hort* als Vorvorfeldbesetzung auffassen oder eben in beiden Fällen davon ausgehen, dass das jeweilige Vorfeld doppelt besetzt ist.

Dass zwei Glieder vor dem Finitum lange Zeit einfach juxtaponiert waren und kein hierarchisches Verhältnis eingingen, davon zeugt auch die Geschichte der sogenannten linksperipheren Adverbial(neben)sätze (= AS). Nach Axel (2002, S. 12)

> waren AS bis ins Spätmhd. hinein offenbar nicht vorfeldfähig, denn die V2-Stellung ist nahezu überhaupt nicht belegt [...]. Dies spricht dafür, die weitverbreitete resumptive Struktur [...] als Realisierungsvariante von V3 [= Verbdrittstellung, V.Á.] einzustufen.

Dafür, dass sie nicht vorfeldfähig waren, gibt es eine noch einfachere Erklärung: Es gab kein Vorfeld.

In dem nhd. Nähekorpus von Kappel (zuletzt 2014) finden sich auch nichtresumptive V3-Belege:

(31) Weil wir den vor Augen stehende[n] reichen-Seegen den Som[m]er über angeschaut, mann vermeinet, Es sollte wohlfailer werden. (Schuhmacher Chronik II, S. 343 f., zit. n. Kappel 2014, S. 210)

Integration der AS setzt die Herausbildung des Vorfeldes voraus. Nähebelege wie (31) (aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) deuten darauf hin, dass die aggregative grammatische Struktur ohne Einbettungsmöglichkeit der AS, d.h. ohne Vorfeld, zunehmend von der integrativen verdrängt und überlagert wurde.

Ad 2):
Die Herausbildung des verbalen Schlussfelds stellt ein perfektes Beispiel für die *Grammatikalisierung eines Aggregatraumes* dar.[35]

(32) ... dass er [getroffen$_4$ worden$_3$ sein$_2$ soll$_1$]$_{\text{Schlussfeld}}$
(33) ... dass sie [[soll$_1$ haben$_2$]$_{\text{Oberfeld}}$ [kommen$_4$ können$_3$]$_{\text{Unterfeld}}$]$_{\text{Schlussfeld}}$

Nach den gegenwartsdeutschen Serialisierungsnormen ist das verbale Schlussfeld entweder durchgehend linksdependent, oder es zerfällt in ein rechtsdependentes Oberfeld und ein linksdependentes Unterfeld.

Dies war im älteren Deutsch und zum Teil auch noch im Frnhd. anders. Nach Askedal (1998) dominiert in den dreigliedrigen Verbalkomplexen der Berthold von Regensburg (13. Jahrhundert) zugeschriebenen deutschen Predigten eindeutig die Zwischenstellung des Finitums (63,2%), z.B.

(34) ob dû der liute bist die bekêrt$_3$ suln$_1$ werden$_2$ (zit. n. Askedal 1998, S. 243)

Askedal stellt zu Recht fest, dass zu Bertholds Zeiten „eine Kohärenz-Inkohärenz-Opposition, wie sie in der modernen deutschen Standardsprache vorliegt, sich noch nicht herausgebildet hat" (ebd., S. 254).

In einer auf breiter Materialgrundlage durchgeführten Studie, die aber erst mit 1450 ansetzt, kommt Härd (1981, S. 55) zu dem Ergebnis, dass die Zwischenstellung „als ein Charakteristikum des deutschen Prosastils im 15. und 16. Jahrhundert bezeichnet werden (darf)". Doch seit etwa 1525 zeige dieser Strukturtyp eine markant sinkende Frequenz (ebd.). Im Laufe des 17. Jahrhunderts wird sie dann „aus der auf überregionale Geltung Anspruch erhebenden Schriftsprache beinahe vollständig verdrängt und auf Restgebiete beschränkt" (ebd., S. 89).

Den Untersuchungsergebnissen von Askedal und Härd ist zu entnehmen, dass das verbale Schlussfeld ein typisches Offlineprodukt der Phase der sekundären Literalität ist. Voraussetzung für seine Herausbildung ist ein visueller Raum der entzeitlichten Linearität. Die Zwischenstellung wird im Zuge der Vertikalisierung an die Nähetexte weitergereicht und ist in der Onlinesyntax – und natürlich auch in den Dialekten – bis heute vorhanden.

Die heutige Zwischenstellung ist aber strukturell nicht zu vergleichen mit der Zwischenstellung zu Bertholds Zeiten. Die damalige Zwischenstellung ist Teil einer durchgehend aggregativen verbalen Schlussstruktur. Die heutige Zwischen-

35 Zum Schlussfeld siehe Bech (1983 [1955–1957], S. 62), zur Serialisierung der Nebensatzprädikate Ágel (2001).

stellung in der Onlinesyntax ist dagegen analog zum Verhältnis der Offline-Stellungsfelder zu den Online-Satzrandgliedern zu interpretieren: Die Zwischenstellung stellt eine natürliche Ressource der Onlinesyntax dar, das Offline-Schlussfeld interaktiv aufzubrechen.

5 Fazit im Telegrammstil

1. Literalisierung ist eine kulturelle Universalie, die kognitiv verankert ist.
2. Es sind unterschiedliche Phasen der Literalisierung zu unterscheiden.
3. Die Interpretation von grammatischen Strukturen ist nur vor der Folie der jeweiligen Phase der Literalisierung möglich.
4. Literalisierung im Allgemeinen und die Phasen der Literalisierung im Besonderen führen zur Umparametrisierung und Vertikalisierung der grammatischen Struktur: Aggregative Strukturen werden von integrativen verdrängt und/oder überlagert; zeitliche Strukturen werden von entzeitlichten (linearisierten) verdrängt und/oder überlagert.
5. Prestigeträger, an denen sich grammatische Laien wie Grammatiktheoretiker orientieren, sind die integrativen und entzeitlichten Strukturen.
6. Historisch ist von einem dynamischen Verhältnis von Online- und Offlinesyntax auszugehen. Was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Varietät als Onlinestruktur zu interpretieren ist, hängt von dem jeweiligen historischen Verhältnis von Online- und Offlinestrukturen ab.[36]

Quellen und Literatur

Quellen

Bauernleben I = Eckhardt, Wilhelm A./Klingelhöfer, Helmut (Hg.) (1998): Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis 1636–1667. Mit einer Einführung von Gerhard Menk. (= Beiträge zur Hessischen Geschichte 13). Marburg.

Bräker III = Bräker, Ulrich (1985 [1789]): Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg. Berlin.

36 Für wichtige Hinweise und Kommentare danke ich Hans-Werner Eroms, Jürgen Erich Schmidt und Johannes Schwitalla.

Briefwechsel V = Schikorsky, Isa (Hg.) (1999): „Wenn doch dies Elend ein Ende hätte“: ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 7). Köln u.a.
Güntzer I = Brändle, Sebastian (Hg.) (2002): Güntzer, Augustin (1657): Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 8). Köln u.a.
Haniel IV = Herzog, Bodo/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1979): Haniel, Franz 1779–1868. Materialien, Dokumente und Untersuchungen zu Leben und Werk des Industriepioniers Franz Haniel. (= Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). Bonn.
Timm Bruder = Timm, Uwe (2006): Am Beispiel meines Bruders. München.

Literatur

Aaron, P.G./Joshi, R. Malatesha (2006): Written language is as natural as spoken language: a biolinguistic perspective. In: Reading Psychology 27, S. 263–311.
Admoni, Wladimir G. (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
Admoni, Wladimir G. (2002 [1953]): Zu einigen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des syntaktischen Baus der Sprache. In: Admoni, Wladimir G.: Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949–1975. Hrsg. v. Pavlov, Vladimir/Reichmann, Oskar. Tübingen, S. 35–61. [Sowjetische Originalausg. 1953 in (übersetzt): Beiträge und Mitteilungen des Instituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, S. 27-52.]
Ágel, Vilmos (1999): Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik. In: Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. (= Studia Linguistica Germanica 54). Berlin/New York, S. 171–223.
Ágel, Vilmos (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. 2. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2). Berlin/New York, S. 1855–1903.
Ágel, Vilmos (2001): Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 29, S. 319–331.
Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. (= Reihe Germanistische Linguistik 243). Tübingen, S. 1–46.
Ágel, Vilmos (2005): Wort-Arten aus Nähe und Distanz. In: Knobloch, Clemens/Schaeder, Burkhard (Hg.): Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 12). Berlin/New York, S. 95–129.
Ágel, Vilmos (2007): Was ist „grammatische Aufklärung“ in einer Schriftkultur? Die Parameter „Aggregation“ und „Integration“. In: Feilke, Helmuth/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hg.): Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge. (= Wissenschaftskommunikation 1). Heidelberg, S. 39–57.

Ágel, Vilmos (2010a): Explizite Junktion. Theorie und Operationalisierung. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 897–936.

Ágel, Vilmos (2010b): +/–Wandel. Am Beispiel der Relativpartikeln *so* und *wo*. In: Bittner, Dagmar/Gaeta, Livio (Hg.): Kodierungstechniken im Wandel. Das Zusammenspiel von Analytik und Synthese im Gegenwartsdeutschen. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 34). Berlin/New York, S. 199–222.

Ágel, Vilmos/Diegelmann, Carmen (2010): Theorie und Praxis der expliziten Junktion. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 35). Berlin, S. 347–396.

Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000. Tübingen.

Askedal, John Ole (1998): Zur Syntax infiniter Verbalformen in den Berthold von Regensburg zugeschriebenen deutschen Predigten. Vorstufe der topologischen Kohärenz-Inkohärenz-Opposition? In: Askedal, John Ole (Hg.): Historische germanische und deutsche Syntax. Frankfurt a.M. u.a., S. 231–259.

Auer, Peter (2000): Online Syntax – oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.

Auer, Peter (2007): Syntax als Prozess. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 37). Tübingen, S. 95–124.

Axel, Katrin (2002): Zur diachronen Entwicklung der syntaktischen Integration linksperipherer Adverbialsätze im Deutschen: Ein Beispiel für syntaktischen Wandel? In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124, S. 1–43.

Bech, Gunnar (1983 [1955–1957]): Studien über das deutsche Verbum infinitum. 2., unveränd. Aufl. (= Linguistische Arbeiten 139). Tübingen. [1. Aufl. Kopenhagen 1955–1957.]

Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 4. (= Germanistische Bibliothek, Abt. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, Grammatiken 10). Tübingen.

Breder Birkenes, Magnus/Chroni, Kleopatra/Fleischer, Jürg (2014): Genus- und Sexuskongruenz im Neuhochdeutschen: Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zur narrativen Prosa des 17. bis 19. Jahrhunderts. In: Deutsche Sprache 42, S. 1–24.

Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 3). München.

Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. (= Uni-Taschenbücher 1481). Tübingen.

Dal, Ingerid/Eroms, Hans-Werner (2014): Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 4. Aufl. Neu bearbeitet von Hans-Werner Eroms. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B/7). Berlin/Boston.

Duden (2007): Der Duden. Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 6., vollst. überarb. Aufl. Mannheim u.a.

Ebert, Robert Peter (1986): Historische Syntax des Deutschen. Bd. 2: 1300–1750. (= Germanistische Lehrbuchsammlung 6). Bern u.a.

Ebert, Robert Peter (1993): Syntax. In: Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/12). Tübingen, S. 313–484.

Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich, Harald (Hg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin/New York, S. 301–324.

Eisenberg, Peter (1995): Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. Ein Versuch an ausgewählten Themen der Morphologie. In: Ágel, Vilmos/Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Grammatik und deutsche Grammatiken. (= Linguistische Arbeiten 330). Tübingen, S. 23–38.

Eisenberg, Peter (2007): Sollen Grammatiken die gesprochene Sprache beschreiben? Sprachmodalität und Sprachstandard. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. (= Reihe Germanistische Linguistik 269). Tübingen, S. 275–295.

Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.

Elspaß, Stephan (2010): Klammerstrukturen in nähesprachlichen Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ein Plädoyer für die Verknüpfung von historischer und Gegenwartsgrammatik. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 1011–1026.

Enfield, Nick J. (2002): Ethnosyntax: Introduction. In: Enfield, Nick J. (Hg.): Ethnosyntax: Explorations in culture and grammar. Oxford, S. 1–30.

Evans, Nicholas/Levinson, Stephen C. (2009): The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science. In: Behavioral and Brain Sciences 32, S. 429–492.

Everett, Daniel L. (2005): Cultural constraints on grammar and cognition in Pirahã. Another look at the design features of human language. In: Current Anthropology 46, S. 621–646.

Everett, Daniel L. (2010): Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas. München. [Engl. Originalausg. London 2008: Don't sleep, there are snakes: Life and language in the Amazonian jungle.]

Everett, Daniel L. (2013): Die größte Erfindung der Menschheit. Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben. München. [Engl. Originalausg. New York 2012: Language: The cultural tool.]

George, Kristin (2014): Grammatische Techniken der Erinnerung. Was leisten grammatische Techniken zur Simulation von Erinnerung in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*? Masterarbeit. Universität Kassel.

Goody, Jack (1977): The domestication of the savage mind. (= Themes in the Social Sciences). Cambridge.

Goody, Jack (1987): The interface between the written and the oral. (= Studies in Literacy, Family, Culture and the State). Cambridge.

Günthner, Susanne (2008): Projektorkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, *die Sache ist*-Konstruktionen und Extrapositionen mit *es*. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 9, S. 86–114.

Günthner, Susanne/Hopper, Paul (2010): Zeitlichkeit und sprachliche Strukturen: Pseudoclefts im Englischen und im Deutschen. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 11, S. 1–18.

Härd, John Evert (1981): Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie. Göteborg.

Harris, Roy (1980): The language-makers. London.

Havelock, Eric. A. (1963): Preface to Plato. Cambridge, MA.

Hennig, Mathilde (2006): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel.

Hennig, Mathilde (2009): Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen. Kassel.

Hennig, Mathilde (2010a): Aggregative Koordinationsellipsen im Neuhochdeutschen. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 937–963.

Hennig, Mathilde (2010b): Elliptische Junktion in der Syntax des Neuhochdeutschen. In: Schmid, Hans Ulrich (Hg.): Perspektiven der germanistischen Sprachgeschichtsforschung. (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 1). Berlin/New York, S. 76–103.

Himmelmann, Nikolaus P. (1997): Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. (= Linguistische Arbeiten 362). Tübingen.

Hinterhölzl, Roland (2010): Zur Herausbildung der Satzklammer im Deutschen. Ein Plädoyer für eine informationsstrukturelle Analyse. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 121–138.

Jaynes, Julian (1993): Der Ursprung des Bewußtseins. Reinbek bei Hamburg. [Engl. Originalausg. Boston 1976: The origin of consciousness in the breakdown of the bicameral mind.]

KAJUK = Kasseler Junktionskorpus. Internet: www.uni-giessen.de/kajuk/ (Stand 7.6.2014).

Kappel, Péter (2014): Satzintegration in neuhochdeutschen Texten. Zum Schnittstellencharakter der Integration vorangestellter Adverbialsätze. In: Bassola, Péter et al. (Hg.): Zugänge zum Text. Frankfurt a.M. u.a., S. 193–215.

Koch, Peter (2010): Sprachgeschichte zwischen Nähe und Distanz: Latein – Französisch – Deutsch. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 35). Berlin, S. 155–206.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung/Writing and its use. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). Berlin/New York, S. 587–604.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2011): Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch. 2., aktual. u. erw. Aufl. (= Romanistische Arbeitshefte 31). Berlin/New York.

Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York.

Kotin, Michail L./Schönherr, Monika (2012): Zum Verhältnis von Epistemizität und Evidentialität im Deutschen aus diachroner und typologischer Sicht. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 131, S. 393–416.

Linell, Per (2005): The written language bias in Linguistics: Its nature, origins and transformations. (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5). London.

Lötscher, Andreas (1995): Herausstellung nach links in diachroner Sicht. In: Sprachwissenschaft 20, S. 32–63.

Maas, Utz (2010): Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. In: Grazer Linguistische Studien 73, S. 21–150.

Malinowski, Bronislaw (1974): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. In: Ogden, Charles K./Richards, Ivor A.: Die Bedeutung der Bedeutung. Eine Untersuchung über den Einfluß der Sprache auf das Denken und über die Wissenschaft des Symbolismus. Supplement. Frankfurt a.M., S. 323–384. [Engl. Originalausg. New York 1923: The problem of meaning in primitive languages.]

Mánássy, Ildikő (2005): Arten der Disgruenz. Disgruenzfördernde Faktoren in historischen Texten. Abschlussarbeit. Universität Szeged.

Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen. [Engl. Originalausg. New York 1982: Orality and literacy: The technologizing of the word.]

Näf, Anton (1979): Die Wortstellung in Notkers Consolatio. Untersuchungen zur Syntax und Übersetzungstechnik. Berlin/New York.

Parente, Maria Alice de Mattos Pimenta/Fonseca, Rochele Paz/Scherer, Lilian Cristine (2008): Literacy as a determining factor for brain organization: from Lecours' contribution to the present day. In: Dementia & Neuropsychologia 2, S. 165–172.

Raible, Wolfgang (1992): Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration. (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1992/2). Heidelberg.

Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider et al. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York, S. 151–180.

Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Besch, Werner (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M. u.a., S. 141–158.

Reichmann, Oskar (1995): Die Konzepte von ‚Deutlichkeit' und ‚Eindeutigkeit' in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. (= Reihe Germanistische Linguistik 156). Tübingen, S. 169–197.

Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael et al. (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. (= Studia Linguistica Germanica 65). Berlin/New York, S. 29–56.

Reis, Marga (1980): On justifying topological frames. ‚Positional Field' and the order of nonverbal constituents in German. In: DRLAV: Revue de Linguistique 22/23, S. 59–85.

Sampson, Geoffrey/Babarczy, Anna (2014): Grammar without grammaticality. Growth and limits of grammatical precision. (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs 254). Berlin/Boston.

Schallert, Oliver (2010): Als Deutsch noch nicht OV war. Althochdeutsch im Spannungsfeld zwischen OV und VO. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 365–394.

Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In: Baurmann, Jürgen/Günther, Hartmut/Knoop, Ulrich (Hg.): homo scribens. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. (= Reihe Germanistische Linguistik 134). Tübingen, S. 141–176.

Schlachter, Eva (2010): Zum Verhältnis von Stil und Syntax. Die Verbfrüherstellung in Zitat- und Traktatsyntax des althochdeutschen Isidor. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 409–425.

Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. (= Reihe Germanistische Linguistik 138). Tübingen.

Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik: Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.

Schneider, Jan Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch'. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 39, S. 165–187.

Schrodt, Richard (2004): Althochdeutsche Grammatik. Bd. 2: Syntax. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/5,2). Tübingen.

Selting, Margret (1995): Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonologie der Konversation. (= Linguistische Arbeiten 329). Tübingen.

Van Lancker, Diana (1987): Nonpropositional speech: Neurolinguistic studies. In: Ellis, Andrew W. (Hg.): Progress in the psychology of language. Bd. 3. London, S. 49–118.

Wöllstein, Angelika (2010): Topologisches Satzmodell. (= Kurze Einführungen in die Germanistische Linguistik 8). Heidelberg.

Zeman, Sonja (2013): Historische Mündlichkeit. Empirische Erörterung einer theoretischen Problemlage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41, S. 377–412.

Ziegler, Arne (Hg.) (2010a): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Bd. 1: Diachronie, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch. Unter Mitarbeit v. Christian Braun. Berlin.

Ziegler, Arne (Hg.) (2010b): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Bd. 2: Frühneuhochdeutsch, Neuhochdeutsch. Unter Mitarbeit v. Christian Braun. Berlin

Zwicky, Arnold M. (1993): Heads, bases and functors. In: Corbett, Greville G./Fraser, Norman M./McGlashan, Scott (Hg.): Heads in grammatical theory. Cambridge, S. 292–315.

Cathrine Fabricius-Hansen (Oslo)

Das IDS und die Tiefe der Grammatik. Ein Blick von außen

Abstract: Thema dieses Beitrags sind die komplexen Nominalphrasen im Deutschen, die von außen gesehen unter Umständen monströs anmuten. Ein besonderes, wohl bekanntes Problem bieten dabei sogenannte erweiterte vorangestellte Attribute. Die Komplexitäten geben u.A. zu folgenden Fragen Anlass: Inwiefern lässt sich die ‚Ausuferung' der deutschen Nominalphrase funktional begründen? Falls es ein Rationale hinter den Komplexitäten gibt, wie lösen dann Sprachen, die entsprechende Ausbaumöglichkeiten nicht besitzen, die einschlägigen funktionalen Aufgaben? Hier soll primär die erste Frage diskutiert werden anhand von authentischen Text(ausschnitt)en, die das Zusammenspiel zwischen vorangestellten und nachgestellten ‚Erweiterungen' der Nominalphrase – Relativsätze eingeschlossen – wie auch die Funktion sogenannter nichtrestriktiver Attribute im Diskurs veranschaulichen können; die zweite Frage wird in relevanten Zusammenhängen mit berücksichtigt.

1 Vorbemerkung

Die Gelegenheit, zum 50. Jahrbuch des IDS beitragen zu dürfen, möchte ich einleitend dazu nutzen, darauf hinzuweisen, was das IDS über die Jahre alles für die germanistische Lingustik im Ausland getan hat:

- Die Erstellung umfassender empirischer Beschreibungen der deutschen Sprache, auf die wir, die Auslandsgermanisten, haben zugreifen können (die „Grammatik der deutschen Sprache", das „Handbuch der deutschen Konnektoren", unzählige Einzeluntersuchungen – das ganze elektronische Grammatiksystem grammis, Lexika und Wörterbücher, ...).
- Eine Reihe kontrastiver Grammatiken und jetzt auch eine breitere typologisch basierte Beschreibung des Deutschen im europäischen Vergleich.
- Die Erstellung und Bereitstellung elektronischer Korpora;
- Eine hervorragende Bibliothek und dank der großen Gastfreundlichkeit des Instituts auch hervorragende Möglichkeiten für ausländische Kolleg/innen, sie zu nutzen.
- Fünfzig Jahrestagungen (von denen ich selber wahrscheinlich ungefähr 35 beigewohnt habe) und unzählige kleinere Workshops und Kolloquien zu wechselnden Themen.

Dem Direktor als Vertreter des Instituts – und stellvertretend auch für frühere Direktoren – sei an dieser Stelle im Namen der linguistischen Germanist/innen im Ausland herzlich dafür gedankt.

2 Allgemeines

Der Titel dieses Beitrags ist eine Anspielung auf den 1951 erschienenen Roman „Die Strudlhofstiege" von Heimito von Doderer, dessen vollständiger Titel wie folgt lautet: „Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre". Der Roman spielt in Wien, wo sich auch die Strudlhofstiege befindet, die an zentralen Stellen in der Handlung mitspielt. Sie ist unten abgebildet (Abb. 1).

Abb. 1: Die Strudlhofstiege in Wien

Die Leserin/der Leser möge sich einen Moment überlegen, wie sie/er diese Treppe, diese Einrichtung, beschreiben würde – wie der ganze Prozess verläuft, von dem Augenblick an, wo sie/er das Foto (stellvertretend für die Treppe selber) sieht und die Aufgabe bekommt, sie zu beschreiben, bis das sprachliche Produkt, sagen wir in schriftlicher Form, vorliegt.

Wolfgang Klein zerlegt im Aufsatz „Zwei Leitgedanken zu ‚Sprache und Erkenntnis'" diesen Prozess in folgende Schritte (Klein 2007; siehe auch Stutterheim/Klein 2002):

Zuerst bildet sich eine im Gedächtnis gespeicherte „**Gesamtvorstellung**", auch „**Sachkomplex**" genannt, durch kognitive Vorgänge bestimmt, die intensiv erforscht werden, auf die ich hier jedoch nicht eingehen kann. Es handelt sich nach Klein (2007, S. 31) um „eine Menge von Informationen, die im Kopf des Sprechers gespeichert sind und nun zum Zweck der sprachlichen Umsetzung abgerufen werden".

Aus diesem Sachkomplex muss dann eine Auswahl („**Selektion**") getroffen werden – man kann und sollte eben nicht alles sagen. Die Selektion wird zum Teil zweck-, situations- und adressatenbestimmt sein, im konkreten Fall unter anderem dadurch, wie man die Aufgabe auffasst oder sich zurechtlegt – etwa als Wegbeschreibung (von oben oder unten?) oder als Beschreibung aus der Vogelperspektive –, ob die Adressaten die Treppe auch sehen, usw. Das heißt, es muss ein übergeordneter „Plot" der Darstellung – eine „**Quaestio**" – festgelegt und dabei auch entschieden werden, wie detailliert vorzugehen ist: die „**Granularität**" der Beschreibung muss bestimmt werden.[1]

Zu entscheiden ist auch, inwieweit die ausgewählte Information durch Informationen anderer Art („**Additionen**") – „Vergleiche zu anderen Vorgängen, Querverweise, emotionale Stellungnahme, Bekundungen der Unsicherheit, Kommentare, Bewertungen, moralische Urteile und dergleichen mehr" (Klein 2007, S. 32) angereichert werden soll. Entschieden werden muss ferner, in welcher Reihenfolge die einzelnen Bestandteile der ausgewählten Information zur Sprache gebracht werden wollen. Das heißt, wie die „**Linearisierung**" zu erfolgen hat.

Das Ergebnis dieser verschiedenen Schritte/Entscheidungen nennt Klein die „**Diskursrepräsentation**": „all jene Informationen, die der Sprecher in einer bestimmten Anordnung tatsächlich in Worte kleiden will" (Klein 2007, S. 31).[2] Diese liegt dann der sprachlichen „**Formulierung**" zu Grunde.

Der Prozess ist sehr summarisch in Abbildung 2 zusammengefasst.

---

1 Stutterheim/Klein (2002) erwähnen auch „**Funktionszuordnung**" („function assignment") zu Partizipanten als zusätzliche Restriktion auf die Diskursrepräsentation. Sie berührt vor allem die Satzebene und soll hier nicht berücksichtigt werden.

2 Der Kleinsche Begriff der Diskursrepräsentation ist verwandt, aber nicht identisch mit dem Begriff, wie er in der sogenannten Diskursrepräsentationstheorie (siehe Kamp/Reyle 2011) verstanden wird.

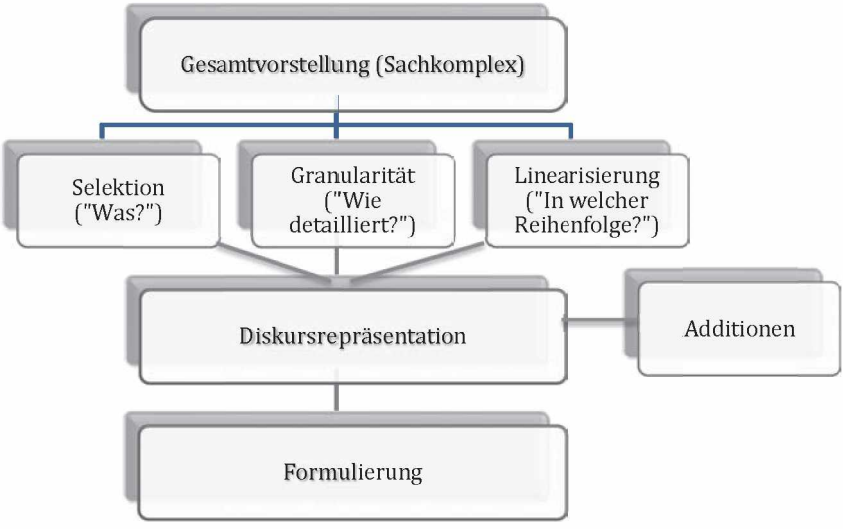


Abb. 2: Vom „Sachkomplex" zur „Diskursrepräsentation"

Beim spontanen Reden werden viele Entscheidungen online getroffen, und zwar bei jedem Schritt in Abhängigkeit von dem, was bis dahin gesagt worden ist; der Sprecher/die Sprecherin hat vielleicht am Anfang sogar keinen klaren Plot. Beim Schreiben hat man hingegen die Möglichkeit, alles zu überarbeiten, um sicherzustellen, dass das sprachliche Produkt, der Text, angemessen ist in dem Sinne, dass sich bei den Adressaten eine Diskursrepräsentation bildet, die derjenigen möglichst ähnlich ist, die dem Text zugrunde liegt. (Man kann leider nie ganz sicher sein, dass das gelingt!) (Siehe dazu Zeevat 2014).

Eine brisante Frage ist nun, an welchem Punkt im Prozess von der Gesamtvorstellung zur Formulierung sprachspezifische Einflüsse sich geltend machen – d.h. inwiefern nicht nur die Endformulierung (selbstverständlich), sondern auch die Selektion, die Granularität und die Linearisierung (auf Diskurs-/Textebene) sowie die Additionen durch die jeweilige Sprache mitbedingt sind. Klein und Stutterheim (unter Anderen) sprechen dabei von „sprachlicher Perspektivierung" (Klein 2007; Stutterheim/Klein 2002).

Dass der Wortschatz in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, liegt auf der Hand – gehen doch Sprache und Begriffsbildung gewissermaßen Hand in Hand. Aber wie steht es um grammatische Eigenschaften der Sprachen? Inwiefern ist die Grammatik in nicht trivialer Weise dafür mit entscheidend, was aus dem Sachkomplex für die Versprachlichung ausgewählt wird und wie das zu Versprachlichende auf Diskursebene linearisiert wird?

Untersuchungen zum Zweit-/Fremdspracherwerb, die über längere Zeit in der Heidelberger Gruppe um Christiane von Stutterheim durchgeführt worden sind, deuten darauf hin, dass eine solche grammatikbedingte sprachliche Perspektivierung tatsächlich stattfindet, zumindest in bestimmten Bereichen (Tempus, Aspekt, ...); siehe z.B. Caroll et al. (2008); Stutterheim et al. (2012); Stutterheim/Carroll (2007); Stutterheim/Klein (2002).

Interessant aus sprachvergleichender Sicht ist nicht zuletzt die Frage, welchen Einfluss zwei grammatische Charakteristika des Deutschen auf die Textgestaltung ausüben:

1. Die grundlegende Rechtsköpfigkeit (OV-Linearisierung, Verbendstellung) des Deutschen auf Satz-/Verbalphrasenebene.
2. Die (damit zusammenhängende) Möglichkeit, die Nominalphrase nicht nur mit Hilfe von Präpositionalattributen, Relativsätzen und Appositionen nach rechts (postnominal) zu erweitern, wie es auch in den romanischen Sprachen und in den linksköpfigen germanischen Sprachen möglich ist, sondern auch mit Hilfe sogenannter erweiterter vorangestellter Adjektiv- und Partizipialattribute sowie Attributreihungen nach links (pränominal) kräftig auszubauen; vgl. Fabricius-Hansen (2010a, 2010b); Schmidt (1993); Struckmeier (2007); Weber (1994).

Die folgende Diskussion wird sich auf Fragen konzentrieren, die mit dem zweiten Problemkreis zusammenhängen:

- Welche Funktionen haben sogenannte nichtrestriktive Attribute – in erster Linie vorangestellte Attribute und Relativsätze – im Textzusammenhang? Inwiefern unterscheiden sich (erweiterte) vorangestellte Attribute und Relativsätze in dieser Hinsicht voneinander
- Welchen Einfluss hat die pränominale Ausbaufähigkeit der Nominalphrasen im Deutschen auf die Textgestaltung (im Vergleich etwa zum Englischen oder Norwegischen)? Oder allgemeiner: Wie wirken sich sprachspezifische Beschränkungen des prä- und/oder postnominalen Ausbaus von Nominalphrasen auf die Textgestaltung aus?

Ich werde diese Fragen allerdings nicht systematisch und schon gar nicht erschöpfend behandeln (dafür reichen weder der Platz noch meine Einsicht aus), sondern nur noch einige zentrale Punkte anhand ausgewählter Textbeispiele veranschaulichen. Da es dabei vor allem um sogenannte nichtrestriktive Attribute geht, soll dieser Begriff zunächst kurz erläutert werden (Abschnitt 3). Abschnitt 4 und Abschnitt 5 befassen sich aus etwas unterschiedlicher Perspektive mit diskursfunktionalen Aspekten nichtrestriktiver Attribute in definiten Nominalphrasen. In Abschnitt 6 wird Bilanz gezogen.

3 Restriktive und nichtrestriktive Attribute in definiten Nominalphrasen

Betrachten wir den Textauszug in (1) – den narrativen Anfang des Romans „Der Turm".

(1) AUFFAHRT

(a) Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva", *mit denen der Baum dekoriert war*, hatten einen Defekt, flackerten hin und wieder auf und löschten die *elbabwärts liegende* Silhouette Dresdens. **(b)** Christian zog die *feucht gewordenen*, *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckten* Fäustlinge aus und rieb die *vor Kälte fast taub gewordenen* Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – **(c)** der Atem verging als Nebelstreif vor dem *finster liegenden*, *in den Fels gehauenen* Buchensteig, *der hinauf zu Arbogasts Instituten* führte. Die Häuser der Schillerstraße verloren sich im Dunkel; vom nächstliegenden, einem Fachwerkhaus mit verriegelten Fensterläden, lief eine Stromleitung ins Geäst einer der Buchen über dem Felsdurchgang, ein Adventsstern brannte dort, hell und reglos. **(d)** Christian, *der über das Blaue Wunder und den Körnerplatz gekommen war*, ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn. (Uwe Tellkamp: Der Turm. Frankfurt a.M. 2008, S. 15; Hervorhebungen CF)

An diesem Textauszug lässt sich illustrieren, was ich unter einem „nichtrestriktiven Attribut" verstehen möchte: Ein Attribut, das zur Identifikation des von der Nominalphrase eingeführten/bezeichneten Diskursreferenten (Kamp/Reyle 2011) nichts beiträgt und in dem Sinne (syntaktisch und) semantisch entbehrlich („eliminable", Schlenker 2013) ist. Das heißt, nichtrestriktive Attribute enthalten zusätzliche Information über einen schon identifizierten bzw. ohne das Attribut identifizierbaren Referenten. (Siehe zum Restriktivitätsbegriff, der vorwiegend im Zusammenhang mit Relativsätzen diskutiert worden ist, unter Anderen Blühdorn (2007); Fabricius-Hansen (2009); Holler (2008; 2011); Lötscher (1998); Umbach (2006); Zifonun (2001); Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997).

In unserem Textausschnitt finden sich drei Relativsätze (RSe, kursiv) und sieben erweiterte vorangestellte Attribute (EVAs, kursiv und unterstrichen).

Die ersten beiden Relativsätze – jeweils in (a) und (c) – sind restriktiv: Man braucht sie, um zu verstehen, von welchen elektrischen Zitronen bzw. welchem Buchensteig die Rede ist; es handelt sich um „propositional" bzw. „lokal verankernde Modifikationen" im Sinne von (Zifonun 2010). *Buchensteig* in (d) könnte

allerdings auch ein Name sein, in welchem Fall der Relativsatz nichtrestriktiv ist. Mit anderen Worten: Ob der RS als restriktiv oder nichtrestriktiv aufgefasst wird, hängt vom Wissen der Leser/innen ab. Ähnliches gilt für das vorgestellte Partizipialattribut in der Nominalphrase *die elbabwärts liegende Silhouette Dresdens* in (a). Um zu entscheiden, ob es von dort aus gesehen, wo der im nächsten Satz eingeführte Protagonist Christian sich gerade befindet, nur eine elbabwärts oder auch eine elbaufwärts liegende Silhouette Dresdens geben kann (der norwegische Übersetzer des Romans hat die Textstelle anscheinend im zweiten Sinne verstanden, im Unterschied zum englischen) – um das entscheiden zu können, muss man sich als Leser in Dresden auskennen. Allerdings handelt es sich hier um den Anfang der Erzählung, und da macht umgekehrt die Auskunft, dass die Silhouette Dresdens aus der Sicht des Protagonisten elbabwärts liegt, dem kundigen Leser klar(er), wo der Protagonist sich in etwa befinden könnte (siehe Abschnitt 4). – Die EVAs in (b) und (c) sowie der Relativsatz in (d) sind alle zweifelsfrei nichtrestriktiv.

Fassen wir den Relativsatz in (d) als restriktiv und *elbabwärts liegende* in (a) als nichtrestriktiv auf, so erhalten wir, wenn wir die nichtrestriktiven Attribute auslassen, einen Text (1'), dessen definite Nominalphrasen referenziell wie im Originaltext (1) interpretiert werden und der auch sonst kohärent erscheint (siehe jedoch Kommentar zu (d) in Abschnitt 4).

(1') **[a]** Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva", mit denen der Baum dekoriert war, hatten einen Defekt, flackerten hin wieder auf und löschten die Silhouette Dresdens. **[b]** Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – **[c]** der Atem verging als Nebelstreif vor dem Buchensteig, der hinauf zu Arbogasts Instituten führte. Die [...] reglos. **[d]** Christian ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn.

Angesichts der syntaktischen und semantischen Entbehrlichkeit der nichtrestriktiven Attribute stellt sich die Frage, wozu sie dann überhaupt da sind – welche Funktionen die in ihnen enthaltenen Informationen haben (Abschnitt 4) – und warum diese Informationen nicht etwa in Form selbstständiger Sätze gebracht werden (Abschnitt 5).

4 Eine diskursfunktionale Perspektive auf nichtrestriktive Attribute in definiten Nominalphrasen

4.1 Nichtrestriktive Attribute im Beispiel (1)

In Abschnitt 2 wurde darauf hingewiesen, dass kohärenten Text(ausschnitt)en nach Klein, Stutterheim und anderen eine **Quaestio** zugrunde liegt, d.h. eine übergeordnete Frage, die der Text beantworten soll und die demzufolge zumindest teilweise die Textentfaltung steuert. Für diesen oder eng verwandte Begriffe findet man auch den Terminus **Question under Discussion** (**QuD**), den ich im Folgenden als Synomym zu Quastio verwenden werde (siehe zu QuD etwa Onea 2013).

Das erste Kapitel des Romans, dem unser Textausschnitt entnommen ist, folgt dem Protagonisten Christian auf seinem Weg nach Hause durch das nächtliche Dresden. Als übergeordnete Quaestio wäre demnach etwa „Was tut/tat Christian? Wie verläuft/verlief seine Wanderung/Fahrt?" anzusetzen. Diese QuD wird durch die chronologisch fortschreitende Erzählung beantwortet. Eingeschoben zwischen den einzelnen Schritten des Hauptstrangs – der Narration – finden sich Beschreibungen dessen, was Christian auf seiner Wanderung sieht, als Hintergrund der Narration (oder als zweite Hauptstruktur).

In dem um die nichtrestriktiven Attribute gekürzten Text (1') leitet der Satz (1'b) *Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an* die Beantwortung der oben genannten narrativen Quaestio – die „main story line" (Klein/Stutterheim 1991) – ein. Genauso verhält es sich natürlich im Originaltext (1b). Die Narration wird vom nächsten mit *Christian* eingeleiteten Satz (1d) – *Christian* [...] *ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Stadtseilbahn.* – weitergeführt.

Die Satz- oder Verbalphrasenreihe in (1b) beschreibt eine Handlungskette (die Fäustlinge ausziehen, die Finger reiben, sie anhauchen), die als eine komplexe Handlung mit dem Zweck, die Finger zu wärmen, verstanden werden kann. Die nichtrestriktiven Attribute tragen dazu – und das heißt zur Beantwortung der Quaestio – nicht direkt bei. Sie beantworten aber eine Frage, die sich im gegebenen Zusammenhang leicht erhebt, – eine untergeordnete Frage, die sozusagen vorweggenommen wird (vgl. Onea 2013): Warum tut Christian das alles? Warum sind Christians Finger so kalt geworden, dass diese komplexe Handlung nötig ist? Das heißt, die nichtrestriktiven Attribute beschreiben eine handlungsauslösende Kausalkette – den kausalen Hintergrund von Christians Handlung(en).

Zusammen machen die nichtrestriktiven Attribute in (1b) deutlich, dass es in der aktuellen Nacht sehr kalt ist, ohne dass das irgendwo explizit gesagt worden wäre, und tragen so zur Beschreibung des Hintergrunds im weiteren Sinne bei.

Eine ähnliche Funktion könnte man den vorangestellten Attributen in dem Satz (1c) (– *der Atem verging als Nebelstreif vor dem finster liegenden, in den Fels gehauenen Buchensteig, der hinauf zu Arbogasts Instituten führte*) zuschreiben: Sie erklären, warum Christians Atem so deutlich als Nebelstreif zu sehen ist, können aber auch einfach als gegenstandsbezogene Elaborierung gedeutet werden.

Im Satz (1d), der die narrative Hauptstruktur fortführt (*Christian, der über das Blaue Wunder und den Körnerplatz gekommen war, ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn.*) kommt ein nichtrestriktiver Relativsatz vor, der wie die Attribute in (1b) eine durch den Satz nahegelegte Frage („Woher war Christian gekommen?") beantwortet. So wird auch – für Leser/innen mit passendem Wissen – verständlich(er), was mit der im Trägersatz vorkommenden Richtungsangabe *weiter* konkret gemeint ist.

Im Anfangssatz (1a) *Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva* [...] *flackerten hin und wieder auf und löschten die elbabwärts liegende Silhouette Dresdens* dient das vorangestellte Attribut *elbabwärts liegende*, nichtrestriktiv gedeutet, gleichfalls indirekt zur Bestimmung vom Standort des Protagonisten, durch dessen Augen alles gesehen wird, – allerdings bevor dieser überhaupt eingeführt worden ist.

4.2 Diskursfunktion und ‚Entbehrlichkeit'

In Abschnitt 3 wurden nichtrestriktive Attribute als entbehrlich charakterisiert in dem Sinne, dass sie für die Identifikation des von der aktuellen Nominalphrase ‚einführten' Diskursreferenten nicht nötig seien. Der Vergleich von (1) und der ‚abgespeckten' Variante (1') hat gezeigt, dass nichtrestriktive Attribute auch in dem etwas weiteren Sinne entbehrlich sein können, dass der Text nach ihrer Auslassung kohärent bleibt. Das ist jedoch nicht immer so: Unter Umständen enthalten nichtrestriktive Attribute eine Information, die für die Interpretation von sprachlichen Elementen im (nachfolgenden Teil des) jeweiligen Matrixsatz(es) direkt relevant oder sogar notwendig ist, so dass ihre Auslassung den Text inkohärent oder weniger verständlich macht (vgl. Lötscher 1998; Peyer 1997 für Relativsätze). Man vergleiche etwa (1'd) mit (1d), wo der Relativsatz zum Verständnis von *weiter* dient (siehe Abschnitt 4.1), und auch (2') mit (2), wo der RS zur Erfüllung der Voraussetzung beiträgt, die man typisch mit dem Begriff ‚finden' verbindet, nämlich dass man etwas sucht.

(2) [...] Wiesenthal, *der einen Mann namens Schulz in Frankfurt sucht*, macht das Telefonbuch auf, findet einen Schulz, dessen Gattin Heidrun heiß, und ist überzeugt: „Das ist er." Und meistens ist er es. (Simon Wiesenthal: Rede, nicht Rache. Frankfurt a.M. 1988, S. 60)

(2') [...] Wiesenthal macht das Telefonbuch auf, findet einen Schulz, dessen Gattin Heidrun heiß, und ist überzeugt: „Das ist er." [...]

In den genannten Fällen sind die Atttribute, ob entbehrlich oder nicht, lokal relevant, d.h. deutlich auf die (Sub-)Quaestio, die der aktuelle Satz (mit) beantwortet, bezogen, indem sie Fragen vorwegnehmen, die sich natürlich daraus ergeben (vgl. Onea 2013 für Appositionen); vgl. (1b–d).

In anderen Fällen ist das Attribut lokal nicht relevant und insofern durchaus entbehrlich, trägt jedoch in indirekter Weise zur Beantwortung der übergeordneten Quaestio bei. Das EVA *elbabwärt liegende* in (1a) war ein Beispiel dafür. Ein weiteres Beispiel bietet (3).

(3) Dass Elstern intelligent sind und neben einer herausragenden Beobachtungsgabe auch über technisches Geschick verfügen, wir auch von ihren menschlichen Feinden anerkannt. Sie sind zum Beispiel in der Lage, Dachziegel anzuheben, um darunter portionierte Nahrung zu verstecken und bei Bedarf wieder hervorzuholen. **Zum Vorteil wurde das dem *schwarz-weißen* Vogel *mit dem metallic-schwarzblau glänzenden langen Schwanz* aber nie angerechnet.** Im Gegenteil. Die Geschichte ihrer Bestandsentwicklung im 20. Jahrhundert in Deutschland spiegelt auf merkwürdige Weise die politische Kultur des Landes. (Cord Riechelmann: Krähen. Berlin, S. 48; Hervorhebung: CF)

Die Informationen über die Farbe der Elster und das Aussehen ihres Schwanzes ist im aktuellen Zusammenhang irrelevant – die Frage „Wie sieht die Elster und insbesondere ihr Schwanz denn aus?" fällt einem beim Lesen des ‚abgespeckten' Satzes *Zum Vorteil wurde das dem Vogel aber nie angerechnet* nicht unmittelbar ein. Diese Informationen gehören aber natürlich zu einer Gesamtbeschreibung von Elstern mit dazu, auch wenn ihr Verhalten eher als ihr Äußeres im Fokus steht, wie es im aktuellen Text der Fall ist.

In wieder anderen Fällen handelt es sich bei nichtrestriktiven Attributen um Einstellungsbekundungen, Bewertungen, metatextuelle Hinweise oder Kommentare anderer Art von Seiten des Autors bzw. der Autorin, d.h. nach Klein (2007) um „Additionen", die eindeutig nicht zur Hauptstruktur des Textes gehören und insofern entbehrlich sind, die aber aus anderen Gründen für das Textverständnis

wichtig sein können (siehe beispielsweise Lötscher 1998; Loock 2010 für nichtrestriktive Relativsätze).

4.3 Zusammenfassung

Unsere Betrachtungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Ein nichtrestriktives Attribut kann, obwohl es ‚eigentlich' zur Nominalphrase gehört, lokale ereignis- oder sachverhaltsbezogene Relevanz haben, indem es entweder direkt für die Interpretation der Verbalphrase verwertet wird, wie in (1d) und (2), oder indirekt den (eventuell kausalen) Hintergrund des im Satz beschriebenen Geschehens oder Sachverhalts beisteuert und so die Granularität der Beschreibung erhöht, wie in (1b–c).
- Das Attribut kann Information enthalten, die keine lokale ereignis- oder sachverhaltsbezogene Relevanz besitzt, aber eventuell, wie in (1a) und (3), indirekt zur Beantwortung der übergeordneten Quaestio beiträgt.
- Das Attribut kann schließlich eindeutig eine „Addition" sein, die weder in der einen noch in der anderen Hinsicht für die Hauptstruktur relevant ist (siehe z.B. Lötscher 1998).
- Nichtrestriktive Attribute sind zwar definitionsgemäß (Abschnitt 3) für die Referentenidentifikation entbehrlich, können aber für die Textkohärenz unverzichtbar sein oder allgemein das Textverstehen erleichtern.

5 Nichtrestriktives Attribut oder selbstständiger Satz?

Man kann sich fragen, warum die in nichtrestriktiven Attributen enthaltene Information in dieser Form und nicht etwa in Form von selbstständigen Sätzen realisiert (siehe Abschnitt 3) wird. Zu dieser Frage liefert Andreas Lötscher im Aufsatz „Die textlinguistische Interpretation von Relativsätzen" (1998) mit Bezug auf Relativsätze wichtige Einsichten:

- Die Linearisierung und damit auch die Verarbeitung verlaufen bei nicht-finaler RS-Anschluss anders als bei selbstständigen Sätzen, die im Normalfall nacheinander folgen.
- Eingeschobene parenthetische Sätze haben als syntaktisch und prosodisch ‚isolierte' Einheiten einen deutlich anderen Stellenwert als eingebettete Relativsätze.

– Relativsätze (sogenannte weiterführende Relativsätze ausgenommen) werden aufgrund ihrer attributiven Funktion „thematisch speziell auf den Referenten der dominierenden Nominalgruppe bezogen“ (Lötscher 1998, S. 118), was auf selbstständige Sätze nicht zutrifft.

Ein Relativsatz kann selbst wieder einem untergeordnetem Satz zugeordnet sein, während ein entsprechender Hauptsatz funktional eher auf globaler Textebene diskursfunktional angeschlossen wird (vgl. hierzu auch Schlenker 2013).

Diese Charakterisierung hat mutatis mutandis auch für den Vergleich von nichtrestriktiven vorangestellten Attributen und selbstständigen Sätzen Gültigkeit. Hinzu kommt noch, dass pränominale Attribute anders als Relativsätze dem nominalen Kopf vorangehen und sowohl syntaktisch als prosodisch auch stärker in den Matrixsatz integriert sind als Relativsätze (Fabricius-Hansen i.Dr.). So kann es nicht wundernehmen, dass die ‚Heraufstufung‘ der in (1b) vorkommenden EVAs den Text kräftig ändert; vgl. (1b) und (4)–(8).

(1b) **Christian zog die** *feucht gewordenen, an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckten* **Fäustlinge aus und rieb die** *vor Kälte fast taub gewordenen* **Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an –** ...

(4) **Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander.** Seine Fäustlinge waren *feucht* (*geworden*) und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt* (*worden*), seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**

(5) **Christian zog die Fäustlinge aus**, sie waren *feucht* (*geworden*) und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. Seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er rieb die Finger/sie rasch gegeneinander, hauchte sie an – ...**

(6) **Christian zog die Fäustlinge aus,** sie waren *feucht* (*geworden*) und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. **Er rieb die Finger rasch gegeneinander.** Sie waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**

(7) Christians Fäustlinge waren *feucht geworden* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. **Er zog die Fäustlinge/sie aus und rieb die Finger rasch gegeneinander.** Sie waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**

(8) Christians Fäustlinge waren *feucht* (*geworden*) und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. Seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – ...**

In der Originalfassung (1b) haben wir es mit einer Satzreihe zu tun, die, wie im Abschnitt 4.1 festgestellt wurde, als Ganzes zur erzählenden Hauptstruktur des Textes gehört – ja, diese sogar einleitet. Der kausale Hintergrund wird gewissermaßen auf einer zweiten, untergeordneten Ebene mitgegeben. In (4)–(6) wird die narrative ‚main story line' in unterschiedlicher Weise durch Hintergrundbeschreibungen unterbrochen, die teils als Erklärungen nachgeliefert werden, teils die im nachfolgenden Satz beschriebene Handlung vorbereiten. In (7)–(8) wiederum wird der narrative Anfang um einen bzw. zwei Sätze hinausgeschoben, mit der Folge, dass der Protagonist nicht gleich als Agens, als handelnde Person, sondern erstmal als Besitzer oder Träger von Fäustlingen eingeführt wird.

Wir können aus dieser Diskussion folgenden Schluss ziehen: Die Herunterstufung ‚hauptsatzfähiger' Information zu komplexen Attributen muss nicht unbedingt der Informationsverdichtung dienen, sie ermöglicht es vielmehr auch, Informationsteile mit unterschiedlicher Diskursfunktion ohne Verlust der Granularität so zu bündeln, daß die ‚main story line' transparent bleibt. Man vergleiche dazu auch (9), wo das EVA *zuvor überall auf dem Land vorkommenden* als Hauptsatz formuliert den Übergang vom ersten zum zweiten Absatz stören würde.

(9) [Fortsetzung von (3)]

Die Geschichte ihrer Bestandsentwicklung im 20. Jahrhundert in Deutschland spiegelt auf merkwürdige Weise die politische Kultur des Landes.

Von 1900 bis 1920 waren **die *zuvor überall auf dem Land vorkommenden* Vögel** durch massive Verfolgung und Bejagung soweit dezimiert, dass die meisten Ornithologen mit ihrem baldigen Aussterben rechneten. Gegen Ende der 20er Jahre erholten sich die Elsternpopulationen und kehrten in früher verlassene Gebiete zurück. Nach dem zweiten Weltkrieg erreichten sie in den waffenlosen Jahren bis 1950 wieder Siedlungszahlen, wie man sie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts kannte. Um nach 1950 mit der wieder einsetzenden Jagd und der zunehmenden Intensivierung der Landwirtschaft abermals unter massiven Druck zu geraten.

Hinzu kommt, dass vorangestellte Attribute in definiten Nominalphrasen aus Gründen, auf die ich hier nicht eingehen kann, sehr wohl ‚Information' enthalten können, die diskurs- und präsumptiv dann auch adressaten-alt oder zumindest aus dem Kontext leicht erschließbar ist, während man von selbstständigen Sätzen erwartet, dass sie Neues – d.h. Information im echten Sinne – zu bieten haben. In dieser Hinsicht scheinen sich auch vorangestellte Attribute und Relativsätze zu unterscheiden; siehe (Schmidt 1993). Man vergleiche das vorangestellte Attribut in (10) mit dem entsprechenden Relativsatz in (10') und dem parenthetischen

Hauptsatz in (10''). In der Originalfassung (10) kann man – und wird man wohl – die Charakterisierung der Rufe als „heiser laut" als aus dem Vorkontext erschließbare und insofern bekannte Information auffassen, in (10') und (10'') wird sie hingegen eher als neu präsentiert.

(10) Es schienen wirklich Himmelsschreie zu sein. Es waren hastig, wie atemlos aufeinanderfolgende kurze hohe „arr arr"-Rufe, die in einem mehrstimmigen Chor über den Bäumen an der Kindertagesstätte am Victoria-Park in der Methfesselstraße im Berliner Stadtteil Kreuzberg erschallten. Da der Himmel wolkig verhangen war und man deshalb keine Vögel sehen konnte, hätte es sein können, dass **die *hektisch lauten* Rufe** von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen. (C. Riechelmann: Krähen. Berlin 2013, S. 15)

(10') [...] hätte es sein können, dass **die Rufe, *die hektisch laut waren***, von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen.

(10'') [...] hätte es sein können, dass **die Rufe – *sie waren hektisch laut*** – von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen.

Das heißt, in vorangestellten Attributen können Sprecher Information unterbringen, die je nach Adressaten alt bzw. erschließbar oder neu sein kann; sie müssen sich nicht um den Status so kodierter Information kümmern. Insofern scheinen pränominale Attribute bei einem anonymen und/oder heterogenen Adressatenkreis besser als Relativsätze möglichen Verstehensdefiziten vorbeugen zu können, ohne Leser/innen, die solche Hilfe nicht nötig haben, zu irritieren (Fabricius-Hansen 2009, i.Dr.).

Es kann noch hinzugefügt werden, dass der parallele Ausbau der Nominalphrase nach links und nach rechts die Möglichkeit eines diskursfunktionalen Zusammenspiels zwischen den beiden Attributtypen eröffnet. Dies lässt sich am Beispiel (11) veranschaulichen, wo der Relativsatz die im vorangestellten Attribut ausgedrückte Charakterisierung des Vogelhirns näher präzisiert.

(11) So konnte kürzlich die Arbeitsgruppe um den Psychologen Helmut Prior von der Frankfurter Goethe-Universität nachweisen, dass sich Elstern im Spiegel erkennen können. Was bisher ein Privileg von Elefanten, Schimpansen, Delfinen und Menschenkindern war, muss nun auch in der von der menschlichen Abstammungslinie sehr weit entfernten Vogellinie verortet werden.

Dass **das *völlig anders organisierte* Vogelhirn, *das keine organisierend integrierende Struktur wie die Großhirnrinde, den Neokortex, aufweist***, in der Lage ist, ähnliche kognitive Fähigkeiten vorzubringen,

kann man auch als eine Absage an stammesgeschichtliche Fortschrittsvorstellungen sehen. (C. Riechelmann: Krähen. Berlin 2013, S. 56–57; Hervorhebungen: CF)

6 Bilanz – und der Blick von außen

Vieles von dem, was in diesem Beitrag über die Diskursfunktion nichtrestriktiver Attribute gesagt wurde, ist mit Bezug auf Relativsätze schon von anderen Forschern in anderen Worten und in einem anderen theoretischen Rahmen festgestellt worden. So unterscheidet Lötscher (1998) „lokale [i.e. auf den Matrixsatzbezogene)] akzeptanzunterstützende" Relativsätze, die als Begründungen für die Richtigkeit der Matrixsatzbehauptung oder des Mitteilungsakts dienen können, von Relativsätzen, die „Nebeninformationen" unterschiedlicher Art enthalten; und er erklärt sehr präzise, warum nichtrestriktive Relativsätze sich aus textfunktionaler Sicht oft nicht zu selbstständigen Sätzen oder Parenthesen ‚heraufstufen' lassen (vgl. Abschnitt 5 oben). Ähnliche Überlegungen zu nichtrestriktiven („appositiven") Relativsätzen im Englischen bietet Loock (2010). Gloning und Seim (Gloning/Seim i.Dr.) präsentieren hochinteressante Beobachtungen zur Diskursfunktion von Attributen in unterschiedlichen Textsorten. Einen spannenden Einblick in das literarische Wirkungspotenzial von Attributkonstruktionen (und anderen Klammerbildungen) bieten widerum Bettens Betrachtungen zu den „Kerkerstrukturen" in Thomas Bernhards Prosawerken (Betten 2011).

Insgesamt sind die Diskursfunktionen und der Informationsstatus vorangestellter Attribute sowie die Interaktion zwischen vorangestellten und nachgestellten Attributen jedoch meines Wissens nicht in gebührendem Ausmaß untersucht worden, und zwar weder empirisch noch im Hinblick auf die Folgen, die sich daraus für elaborierte und z.T. formalisierte Theorien zur Diskursstruktur wie die Rhetorical Structure Theory von (Mann/Thompson 1988) und die Segmented Discourse Representation Theory (Asher/Lascarides 2003) ergeben könnten.

Unsere Überlegungen haben gezeigt, dass komplexe Attribuierung dazu dienen kann, Informationen, die für die Quaestio – die Hauptstruktur – des Textes oder Textausschnittes keine direkte Relevanz besitzen, so unterzubringen, dass sie die Hauptstruktur nicht verschleiern.[3] Es kann sich dabei um Informationen handeln, die die Granularität der Darstellung erhöhen oder das Textverständnis

3 Sogenannte weiterführende Relativsätze, die hier unberücksichtigt geblieben sind, bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme (Holler 2008).

fördern, oder um Informationen, die „Nebenstrukturen" (Klein 2007) bilden – Einstellungsbekundungen, Bewertungen, Kommentare unterschiedlicher Art. (Dem würde entsprechen, dass beispielsweise die Konturen der Treppe in der Abbildung der Strudlhofstiege (siehe Abschnitt 2) deutlich hervorgehoben würden.) Kann oder will man sich der syntaktischen Herunterstufung nicht bedienen, so gibt es im Prinzip zwei Optionen: Man kann auf Informationen der betreffenden Art verzichten (d.h., sich mit etwa mit den Konturen der Treppe begnügen), um die Transparenz der Hauptstruktur zu sichern. Oder man bringt die zusätzlichen Informationen in Hauptsätzen/selbstständigen Sätzen unter (d.h., beispielsweise den Kontrast zwischen Treppe und Umgebung mindern), mit den negativen Folgen, die das für die Transparenz der globalen Textstruktur haben wird. Der Text wird dann durch einen Wechsel zwischen Sätzen geprägt sein, die sich in unterschiedlicher Weise zur übergeordneten Textfrage verhalten und bei denen man nicht immer weiß, wie sie diskursstrukturell einzuordnen sind (Fabricius-Hansen 2010); vgl. (4)–(8).

Dies sind die aktuellen Optionen für die Sprecher von Sprachen, die – wie Norwegisch – aus system- und/oder normbezogenen Gründen weniger Spielraum für komplexe Attribuierung oder ähnliche Mittel aufweisen. Dass solche durch das grammatische System und/oder grammatische Normen bedingten Beschränkungen etwa beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Norwegische Probleme bereiten, wissen wir (Fabricius-Hansen 2010a, 2010b; Solfjeld 2004). Brisanter ist die Frage, inwieweit die Beschränkungen sich schon bei der Selektion aus dem Sachkomplex/der Gesamtvorstellung geltend machen, d.h. die Frage nach den möglichen Konsequenzen von Attribuierungsbeschränkungen für die Bildung der Diskursrepräsentation im Sinne von Klein und Stutterheim (Klein 2007; Stutterheim/Klein 2002) und damit auch für die Sprachproduktion (vgl. Abschnitt 2). Die Beantwortung dieser Frage erfordert offensichtlich ein kognitiv orientiertes, psycholinguistisches Herangehen. Es ist aber nicht auszuschließen, dass tiefgehende qualitative Analysen vergleichbarer authentischer Texte in verschiedenen Sprachen zumindest bei der Hypothesenbildung hilfreich sein können. Wäre das vielleicht eine zukünftige kontrastive Aufgabe für das IDS?

Literatur

Asher, Nicholas/Lascarides, Alex (2003): Logics of conversation. (= Studies in Natural Language Processing). Cambridge.

Betten, Anne (2011): Kerkerstrukturen. Thomas Bernhards syntaktische Mimesis. In: Knape, Joachim/Kramer, Olaf (Hg.): Rhetorik und Sprachkunst bei Thomas Bernhard. Würzburg, S. 63–80.

Blühdorn, Hardarik (2007): Zur Struktur und Interpretation von Relativsätzen. In: Deutsche Sprache 35, S. 287–313.

Caroll, Mary et al. (2008): Subordination in narratives and macro-structural planning: a comparative point of view. In: Fabricius-Hansen, Cathrine/Ramm, Wiebke (Hg.): „Subordination" versus „Coordination" in sentence and text. A cross-linguistic perspective. (= Studies in Language Companion Series 98). Amsterdam, S. 161–185.

Fabricius-Hansen, Cathrine (2009): Überlegungen zur pränominalen Nicht-Restriktivität. In: Ehrich, Veronika et al. (Hg.): Koordination und Subordination im Deutschen. (= Linguistische Berichte. Sonderhefte 16). Hamburg, S. 89–112.

Fabricius-Hansen, Cathrine (2010a): Adjektiv-/Partizipialattribute im diskursbezogenen Kontrast. In: Deutsche Sprache 38, S. 175–192.

Fabricius-Hansen, Cathrine (2010b): Deutsch im Kontrast – textbezogen. In: Dammel, Antje/Kürschner, Sebastian/Nübling, Damaris (Hg.): Kontrastive Germanistische Linguistik. Bd. 1. Hildesheim u.a., S. 171–200.

Fabricius-Hansen, Cathrine (i.Dr.): Vorangestellte Attribute und Relativsätze im Deutschen: Wettbewerb und Zusammenspiel. In: Hennig (Hg.).

Gloning, Thomas/Seim, Stefanie (i.Dr.): Attribute und ihre Funktionen in der Literatursprache und in Fachtexten im Deutschen. In: Hennig (Hg.).

Hennig, Mathilde (Hg.) (i.Dr.): Attribution, Komplexität, Komplikation. Berlin.

Holler, Anke (2008): A discourse-relational approach to continuation. In: Benz, Anton/Kühnlein, Peter (Hg.): Constraints in discourse. Proceedings of the First Conference on Constraints in Discourse held at the University of Dortmund. (= Pragmatics & beyond 172). Amsterdam, S. 249–265.

Holler, Anke (2011): Wie viele nicht-restriktive Relativsätze? Grammatische und pragmatische Indizien. Paper presented at the Workshop „Relativsatz und partizipiale Attribution im Vergleich", Universität Tübingen.

Kamp, Hans/Reyle, Uwe (2011): Discourse Representation Theory. In: Maienborn, Claudia et al. (Hg.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 33.1). Berlin, S. 872–923.

Klein, Wolfgang (2007) Zwei Leitgedanken zu ‚Sprache und Erkenntnis'. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37, 145: Sprachliche Perspektiven, S. 1–34.

Klein, Wolfgang/Stutterheim, Christiane von (1991): Text structure and referential movement. (= Sprache und Pragmatik 22). Lund.

Loock, Rudy (2010): Appositive Relative Clauses in English. Discourse functions and competing structures. (= Studies in Discourse and Grammar 22). Amsterdam.

Lötscher, Andreas (1998): Die textlinguistische Interpretation von Relativsätzen. In: Deutsche Sprache 26, S. 97–120.

Mann, William C./Thompson, Sandra A. (1988): Rhetorical Structure Theory: Toward a functional theory of text organization. In: Text 8, S. 243–281.

Onea, Edgar (2013): Potential questions in discourse and grammar. Göttingen.

Peyer, Ann (1997): Satzverknüpfung. Syntaktische und textpragmatische Aspekte. (= Reihe Germanistische Linguistik 178). Tübingen.

Schlenker, Philippe (2013): Supplements without Bidimensionalism. Expanded version, February 12, 2013. New York. Internet: www.semanticsarchive.net/Archive/jgwMjNmM/Supplements_without_Bidimensionalism.pdf.

Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. (= Reihe Germanistische Linguistik 138). Tübingen.

Solfjeld, Kåre (2004): Zur Wiedergabe deutscher erweiterter Attribute in authentischen norwegischen Übersetzungen. In: Hermes 33, S. 89–116.
Struckmeier, Volker (2007): Attribute im Deutschen. Zu ihren Eigenschaften und ihrer Position im grammatischen System. (= Studia grammatica 65). Berlin.
Stutterheim, Christiane von/Klein, Wolfgang (2002): Quaestio and L-Perspectivation. In: Graumann, Carl F./Kallmeyer, Werner (Hg.): Perspective and perspectivation in discourse. (= Human Cognitive Processing 9). Amsterdam, S. 59–88.
Stutterheim, Christiane von/Carroll, Mary (2007): Durch die Grammatik fokussiert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37, 145, S. 35–60.
Stutterheim, Christiane von/Klein, Wolfgang (2002): Quaestio and I-Perspectivation. In: Graumann, Carl F./Kallmeyer, Werner (Hg.): Perspective and Perspectivation in Discourse. (= Human cognitive processing 9). Amsterdam, S. 59–88.
Stutterheim, Christiane von et al. (2012): How grammaticized concepts shape event conceptualization in language production: Insights from linguistic analysis, eye tracking data, and memory performance. In: Linguistics 50, S. 833–867.
Umbach, Carla (2006): Non-restrictive modification and backgrounding. Paper presented to the Ninth Symposium on Logic and Language, Budapest, 2006.
Weber, Heinrich (1994): Erweiterte Partizipialattribute: Nur eine schriftsprachliche Konstruktion? In: Bresson, Daniel/Dalmas, Martine (Hg.): Partizip und Partizipialgruppen im Deutschen. (= Eurogermanistik 5). Tübingen, S. 149–162.
Zeevat, Henk (2014): Production and interpretation of natural language. Leiden.
Zifonun, Gisela (2001): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Der Relativsatz. (= amades 3/01). Mannheim.
Zifonun, Gisela (2010): Possessive Attribute im Deutschen. In: Deutsche Sprache 38, S. 124–153.
Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Strecker (1997): Grammatik der deutschen Sprache. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin.

Peter Gallmann (Jena)

Normen, Varianten und Normvarianten

Abstract: Sprache ist nie homogen, sie weist Varianz auf. Es gibt viele Gründe für diese Vielfalt, und die meisten sind schon sehr gut beschrieben worden (und sollen daher im vorliegenden Beitrag nicht im Vordergrund stehen). Gegenspieler der Varianz sind die mehr oder weniger expliziten Normen – sie sollen dafür sorgen, dass die Varianz ein gewisses Maß nicht überschreitet. Wobei sich natürlich sofort die Frage stellt, wie (und von wem) das „Maß" definiert wird. Bei der Beurteilung dieser Fragen spielen nicht nur soziolinguistische, sondern auch strukturelle Aspekte eine Rolle, und Letzterem wird der vorliegende Beitrag nachgehen, und zwar anhand von Beispielen aus der Morphophonologie, der Morphosyntax und der Orthografie.

1 Sprachwissenschaft und Normen

Die Sprachwissenschaft sieht sich in Bezug auf die Varianz gern als unabhängige, gewissenhafte Notarin, die nur getreulich feststellt, was der Fall ist. Und wenn sie sich einmal auf das Feld der Normierung hinauswagt, dann gewöhnlich mit der gebotenen Zurückhaltung.

Das Problem ist: Bei allzu großer Zurückhaltung übernehmen andere die Rolle der Normierer, und das nicht unbedingt auf professionelle Weise. Wie in anderen Sprachgemeinschaften treten auch im deutschen Sprachraum zyklisch „berufene Männer" (auffallenderweise sehr viel seltener „berufene Frauen") auf, die genau wissen, was richtiges und gutes Deutsch ist. Ende des 19. Jahrhunderts hat Gustav Wustmann eine wichtige Rolle gespielt (siehe dazu eingehend Meyer 1993); Spuren seines Wirkens finden sich noch heute in Schul- und Gebrauchsgrammatiken (vgl. unten zu *deren/derer*). Und heute sind Autoren wie Bastian Sick (zur Beurteilung vgl. u.a. Meinunger 2008) oder Wolf Schneider (vgl. u.a. Sitta 2000) ja nicht ohne Einfluss auf eine breitere Öffentlichkeit.

Es gibt aber durchaus einzelne Bereiche, in denen die Sprachwissenschaft eine aktivere Rolle gespielt hat, und zwar nicht nur in der Konkretisierung der Normen, sondern auch beim Zustandekommen der Varianz, zumindest in den Details. Und dabei ist nicht immer alles ganz glücklich gelaufen – zum Teil in sachlicher Hinsicht, zum Teil aber auch in der fachinternen Diskussion.

Um ein paar – hoffentlich typische – Bereiche von Norm und Varianz geht es im Folgenden. Der Beitrag greift eine Anzahl von Phänomenen heraus, bei denen

fragwürdige Annahmen, Expertenstreit oder andere innerlinguistisch zu verantwortende Faktoren zu Ergebnissen geführt haben, die die Sprachwissenschaft mit der nötigen Distanz noch einmal aufgreifen sollte. Natürlich geht es nicht ganz ohne die Normen der geschriebenen Sprache, konkret um die Orthografie.

2 Das Interesse an Normen

Manche Erscheinungen im Bereich von Norm und Varianz beschäftigen die Menschen im Alltag, und zwar keineswegs nur Bildungsbürger. Die Linguistik darf sich hier nicht darauf beschränken, die Varianz zu beschreiben, sie muss im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch mitwirken, damit angemessen umzugehen. Das kann auf ganz unterschiedliche Weise geschehen, zum Beispiel

- aufklärend → Erforschung und Offenlegung der Hintergründe,
- mäßigend → Aufruf zu Toleranz,
- disziplinierend → Aufforderung zur Einhaltung bestimmter Normen,
- formulierend → technische Verbesserung der Normen.

Alle Punkte sind heikel, der letzte ist es ganz besonders. Die Formulierung von Normen ist nicht nur theorieabhängig, sie ist auch ideologie- und zeitgeistabhängig. Daher darf man nie vergessen, dass Normen und Empfehlungen für Menschen formuliert werden und nicht für ein abstraktes Ideal.

Dabei darf man nicht verdrängen: Auch deskriptiv gemeinte Darstellungen des Deutschen werden von Ratsuchenden präskriptiv interpretiert. Im Zweifel halten sich viele mehr oder weniger überlegt an das, was (offenbar) im Gebrauch dominiert; dies gilt vor allem für weniger selbstbewusste Sprachbenutzer. In diesem Zusammenhang ist die Untersuchung von Hennig/Löber (2010) zur Grammatiknutzung von Interesse. Sie kritisiert hier zu Recht die Vagheit bzw. fehlende Definition der Etikettierungen von Varianten. Gemeint sind Zuschreibungen wie „üblicherweise“, „im Allgemeinen“, „neben“, „daneben auch“, „seltener“. Dabei geht oft nicht hervor, ob man sich bei Benutzung der entsprechenden Varianten noch innerhalb einer Ausprägung der Standardsprache bewegt oder nicht.

3 Enge und weite Normen

Im vorliegenden Beitrag wird nicht selten für eine etwas größere Bandbreite der Normen plädiert. Wenn man die positive Beurteilung der Varianz nicht begründet, kann das schnell etwas billig wirken und als Beliebigkeit missverstanden

werden. Zudem ist zu bedenken, dass Toleranz kein Allheilmittel ist. Manchmal gibt es gute Gründe für rigide Normen und manchmal gute Gründe für lockere. Für beides soll nachstehend je ein Beispiel vorgeführt werden.

3.1 Der Konjunktiv in Texten der Presse und der Wissenschaft

Beim Modus in der indirekten Rede gibt es bekanntlich erhebliche Varianz:

(1) Seitens des Ministeriums wurde darauf hingewiesen, ...
  a. dass die Darstellung in der Presse zutrifft
  b. dass die Darstellung in der Presse zutreffe
  c. dass die Darstellung in der Presse zuträfe
  d. dass die Darstellung in der Presse zutreffen würde
  e. dass die Darstellung in der Presse zutreffen soll
  f. dass die Darstellung in der Presse zutreffen solle

Im Alltag, vor allem in der Mündlichkeit, ist diese Vielfalt nicht wirklich ein Problem, und die Mehrdeutigkeit vieler Formen wird durch den Kontext jeweils zugunsten einer einzigen Lesart beseitigt. Anders sieht es bei bestimmten Textsorten der geschriebenen Sprache aus, etwa bei Pressetexten und wissenschaftlichen Arbeiten. Hier ist es kommunikativ wichtig, dass der Leser auch bei fehlendem Hintergrundwissen und ohne die Möglichkeit des Nachfragens sicher erkennt, ob eine Aussage (i) auf etwas nicht sicher Verbürgtes, (ii) auf etwas allgemein Bekanntes oder (iii) auf etwas Irreales verweist. Wenn (i) gemeint ist, ist nur Variante (1b) hinreichend eindeutig; Variante (1a) kann auch als Referenz auf etwas unstrittig Bekanntes, Variante (1c/d) als Referenz auf etwas Fiktives und (1e/f) als deontische Modalität missverstanden werden.

Das ist der Grund, warum in der Presse (oft per Hausregeln) möglichst Variante (1b) gewählt wird. Die Relativierung „möglichst" bezieht sich auf den bekannten morphologischen Defekt des Konjunktivs I, die teilweise Homonymie mit dem Indikativ (Lotze/Gallmann 2009), etwa, wenn im Plural die Opposition von (1a) und (1b) kein sichtbares Äquivalent kennt:

(2) Seitens des Ministeriums wurde darauf hingewiesen, ...
  a. dass die Darstellungen in der Presse zutreffen
  b. dass die Darstellungen in der Presse zutreffen

Genaugenommen hat die Opposition (1a) und (1b) insofern gar kein Äquivalent in (2), als die betreffenden Formen überhaupt nicht mehr als Konjunktive gebraucht

werden. Es liegt also nicht etwa Unterspezifikation hinsichtlich des Modus vor – Formen wie in (2a/b) werden immer als Indikativ interpretiert. Das Konjunktiv-I-Paradigma ist also lückenhaft.

Wenn eine morphosyntaktische Kategorie erodiert, stehen zur Kompensation mehrere Reparaturstrategien zur Verfügung (Lotze/Gallmann 2009). Die Erneuerung der Flexionsmorphologie kam in der neueren Entwicklung des Deutschen kaum mehr zum Zug; vgl. aber zur Herausbildung von „superstarken Markern" Dammel/Nübling (2006). Die Alternative, die Entwicklung von Funktionswörtern (wie Hilfsverben, besonderen Partikeln usw.), ist erst in Ansätzen zu beobachten; vgl. in (1) die Konstruktionen mit *sollen*. Aus diesem Grund und angesichts der wichtigen kommunikativen Funktion des Konjunktivs I (Unterscheidung der Äußerungen Dritter von Eigenem, allgemein Bekanntem und Fiktivem) kann heute die normative Grammatik wohl nicht anders, als zumindest für die Textsorten Presse und Wissenschaft auf die Praxis der großen Zeitungen zu verweisen und eine etwas bemüht wirkende Mischung von Konjunktiv I und Konjunktiv II, den sogenannten gemischten Konjunktiv, zu fordern.

Modus bei indirekter Rede

- *Diagnose*: Durch Zufälle der Sprachentwicklung bedingte morphologische Defizite; keine unproblematische Vermeidungs- oder Ersatzstrategie vorhanden.
- *Lösungsvorschlag*: In bestimmten Textsorten rigide Anwendung der traditionellen Normen, sonst keine Festlegungen.

3.2 Beispiel: *deren* vs. *derer*

Bei der Neufassung von Normen sollten Änderungen des Typs „gestern richtig – heute falsch" vermieden werden. Das gilt nicht nur für die Rechtschreibung. (Dass bei der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung nach 1996 mit den von Anfang an vorgesehenen Übergangszeiten ausgesprochen bürokratisch umgegangen wurde – der Autor erinnert sich an das in einigen Bundesländern vorgeschriebene Korrigieren mit drei Farben –, lag in diesem Fall aber nicht an der Linguistik.)

Rechtschreibung kommt weiter unten noch zur Sprache, an dieser Stelle wird zur Illustration ein Beispiel aus der Grammatik herangezogen, nämlich die Varianz zwischen den Genitiv-Langformen *deren* und *derer* des Relativ- und Demonstrativpronomens. Wie schon Eggers (1980), Leirbukt (1983), Bærentzen (1995, 2002), Najar (1996), Engelen (1999) und Sandberg (2004) gezeigt haben, funk-

tioniert die von Wustmann (1891) propagierte und in der Folge in vielen Gebrauchsgrammatiken aufgenommene Regel seit Längerem nicht mehr (oder seit je nicht ...):

(3) Wustmann:
  a. vorausweisend: *derer*
  b. zurückweisend: *deren*

Stattdessen halten sich sehr viele Schreibende an eine andere, ebenso einfache Regel:

(4) Heutige Tendenz:
  a. vor Nomen: *deren*
  b. sonst: *derer*

Die Duden-Grammatik (2009, Randziffer 376) ist nun mit guten Gründen nicht einfach auf die neue Regel (4) geschwenkt, sondern lässt die Wustmann'sche Distribution der Formen weiterhin zu. Resultat: Die Regeln werden dadurch komplizierter und lassen mehr Varianten zu, aber es wird niemandem wehgetan. Ein paar Beispiele:[1]

(5) a. (Alte Norm:) Einige dieser Herren Kollegen bestimmen gleich die Zeit, innerhalb *deren* die Prüfungsarbeit zu leisten ist.
  b. (Neue Norm:) Gibt es eine Frist, innerhalb *derer* ich meine Ansprüche anmelden muss?

(6) a. (Alte Norm:) Es gab auch schon Telefone und MP3-Player, bevor Apple sich *deren* angenommen hatte
  b. (Neue Norm:) Unter Umständen hätte er uns Bürgern viel Arbeit und Mühen erspart, wenn er unsere Sorgen frühzeitig erkannt und sich *derer* angenommen hätte.

Eine Anmerkung zur neueren Tendenz (4): Man kann hier eine Tendenz zur lexikalischen Spaltung sehen. Die „echte" Genitivform von *die* (als nachgestelltes Attribut, als Objekt sowie bei Präpositionen) heißt *derer*. Das pränominale *deren* hat sich verselbständigt und zu einer Art possessivem Determinierer entwickelt.

1 Die folgenden Beispiele stammen aus dem Internet. Entsprechendes gilt auch für einen Großteil der Beispiele in den restlichen Teilen des Beitrags (Recherchen: zwischen Januar und Oktober 2014).

Im Unterschied zum possessiven Determinierer *ihr* kongruiert *deren* standardsprachlich (!) noch nicht mit dem folgenden Nomen (das tat *ihr* im Gegensatz zu *sein* im Althochdeutschen auch noch nicht), außerdem hat *deren* besondere Referenzeigenschaften (vergleichbar mit der nichtreflexiven lateinischen Form *eius;* allerdings ist das deutsche *sein* im Gegensatz zu lat. *suus* hinsichtlich Reflexivität unterspezifiziert).

Wer sich beim Ausrufezeichen im vorangehenden Absatz gewundert hat – hier liegt ein typischer Satz vor, bei dem der Leser nicht recht weiß, ob er deskriptiv oder präskriptiv zu verstehen ist (im Zweifelsfall: präskriptiv). Zumindest in nicht professionell redigierten Internettexten findet man schnell flektierte Beispiele mit Kongruenz-Dativ und Kongruenz-Genitiv (der Schreibende verfügt aber über keine seriöse korpusbasierte Statistik):

(7) a. Im Dezember 1984 schloss die Klägerin mit der Beigeladenen und *derem* damaligen Ehemann einen auf den 15. November 1984 rückdatierten Mietvertrag ab.
b. Am Samstagabend hatte die Schülerin zusammen mit einer neunjährigen Spielgefährtin die Wohnung *derer* Mutter im Stadtsüden betreten.

Auch in (7b) kongruiert *der-er* mit Mutter, es liegt also kein autonomer pränominaler Genitiv vor, sondern die gleiche Konfiguration wie in (8):

(8) die Wohnung *ihr-er* Mutter

deren* vs. *derer

- *Diagnose*: willkürliche Festlegungen des 19. Jahrhunderts ↔ konsistente und einfache reale Praxis.
- *Lösungsvorschlag*: komplizierter als sachlich eigentlich nötig – um diejenigen nicht zu verärgern, die sich an die früheren Normen gehalten haben.
- *Außerdem*: Auch die neuere Norm kann nicht ohne weitere Beobachtung in die Welt gesetzt werden, vgl. die Tendenz zur Kongruenz beim pränominalen *deren*.

4 Mehr Varianz als ungewollte Folge von Normierung

Ein Fall, wo sich die Linguistik aufklärerisch und korrigierend einbringen sollte, sind die gesprochenen Äquivalente von ‹g› und insbesondere der Sequenz ‹ig›. Das Problem ist unter Phonologen und Sprechwissenschaftlern natürlich ein Klassiker, zuweilen findet es den Weg auch in Zeitschriften anderer Subdisziplinen der Linguistik, vgl. etwa die selbsterklärenden Titel von Klotz (1987) und Zehetner (1988) im Literaturverzeichnis.

Die Varianz bei der *g*-Aussprache hat offenbar ein erhebliches Irritationspotenzial. Zu ergänzen ist, dass sie auch ein Diskriminierungspotenzial hat, so insbesondere bei der rheinischen und ostmitteldeutschen Variante der koronalisierten Aussprache des Ich-Lautes, das als Schibboleth (sprachliches Erkennungszeichen) für Bildungsferne und Provinzialität missgedeutet und missbraucht wird. Die Sprachwissenschaft sollte sich mit dem Normproblem daher befassen und gegebenenfalls aufklärend wirken.

Doch worin besteht das Problem genau, und wie kommt es dazu? Zunächst ist in Erinnerung zu rufen, dass die Standardaussprache etwas relativ Junges ist – viel jünger als die geschriebene Standardsprache. Sie ist im Wesentlichen im 19. Jahrhundert entstanden. Basis ist die Leseaussprache des Bildungsbürgertums (nicht des „einfachen Volkes"!) im politisch und wirtschaftlich dominanten Teil des damaligen Deutschen Reichs, und das war das Band zwischen Berlin und dem Rheinland. Das Ergebnis ist ein interessanter Kompromiss: Die geschriebene Standardsprache war in Syntax, Lexik und Morphologie mitteldeutsch (und auch noch ein bisschen oberdeutsch) geprägt, über die Leseaussprache kam nun ein niederdeutsches Substrat hinzu. Man kann daher durchaus positiv formulieren: Alle Großräume des deutschen Sprachraums haben zum heutigen Gesamtsystem der deutschen Standardsprache beigetragen – einfach in unterschiedlichen Teilbereichen.

Zu unserem Spezialfall: Gerade die *g*-Aussprache ist eine *Ausnahme* vom vorangehend gezeichneten Bild. Sie ist in weiten Teilen gerade *nicht* niederdeutsch geprägt angesichts dessen, dass dort in den ursprünglichen Basisdialekten bei den gesprochenen Äquivalenten von ‹g› frikativische Aussprache verbreitet war, nicht selten *vor* Vokal, vor allem aber *nach* Vokal: [j̞], nach dunklem Vokal [ɣ], bei Auslautverhärtung [ç] bzw. [x] (bei genauerem Hinsehen ist alles noch ein wenig komplizierter, so müssten unter anderem auch die oben genannten koronalisierten Varianten berücksichtigt werden – aber das spielt hier keine Rolle). Der Pfeil zeigt die von den Normen verlangte Form an:

(9)		Nord	Süd
a.	Steg	[ʃte:ç]	[ʃte:k] ←!
b.	Stege	[ʃte:jə]	[ʃte:gə] ←!
c.	klug	[klu:x]	[klu:k] ←!
d.	kluge	[klu:ɣə]	[klu:gə] ←!

Und die *Ausnahme der Ausnahme*: eben ‹ig› – Motto: doch ein bisschen niederdeutsch:

e.	König	[kø:nɪç] ←!	[kø:nɪk]

Und die *Ausnahme der Ausnahme der Ausnahme*: Wenn auf das gesprochene Äquivalent von ‹ig› ein Vokal folgt (mit ein paar weiteren Feinheiten, die hier keine Rolle spielen), gilt wieder die oberdeutsche Aussprache.

f.	lustige	[kø:nɪjə]	[kø:nɪgə] ←!

Diese zunächst willkürlich scheinende Mischung war zum Zeitpunkt der Normsetzung durchaus funktional: Sie war angelegt auf maximale Verstehbarkeit im öffentlichen Raum (Theater, Reden usw.), und zwar ohne technische Hilfsmittel (es gab sie damals noch gar nicht), und da hatten die jeweils gewählten Varianten relative Vorteile. Resultat: Je nach Position wird ‹ig› nieder- oder oberdeutsch ausgesprochen:

Nun, diese Norm hat sich bekanntlich nicht durchgesetzt. Flächendeckende Untersuchungen zum realen Stand heute bzw. im letzten Vierteljahrhundert liegen erfreulicherweise bereits vor. Die folgenden Ausführungen beruhen auf dem „Atlas der deutschen Alltagssprache", betreut von Stephan Elspaß (Universität Salzburg) und Robert Möller (Universität Lüttich) sowie auf dem „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandard" (AADG), der im Rahmen des Projekts „Variation des gesprochenen Deutsch" am IDS Mannheim entsteht (vgl. hierzu auch Kleiner 2010).[2]

Jetzt stellt sich natürlich die Frage, warum sich der in (9) illustrierte, areallinguistisch und rezeptionsakustisch so schöne Kompromiss nicht durchgesetzt hat. Der Grund ist: Automatisierte Erscheinungen wie Frikativierung und Auslautver-

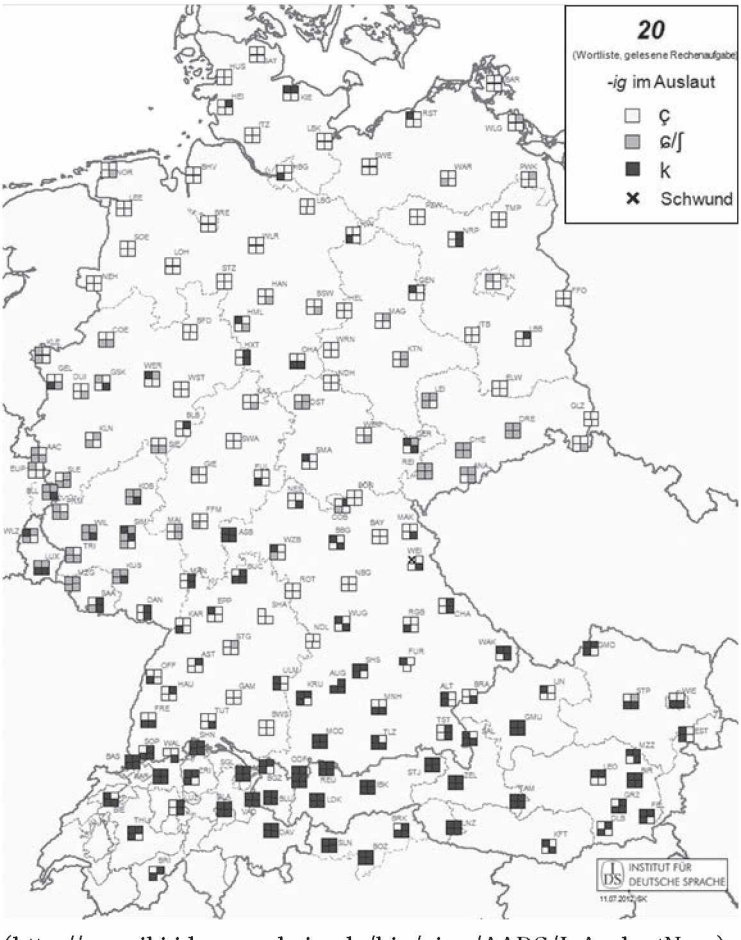
2 Einschlägige Links direkt zum hier diskutierten Problem: www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f15a-b/, www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f14a-c/, prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/NebenTon (Stand jeweils: 10.10.2014).

härtung sind resistent gegen Ausnahmen. Was wie ein Sonderfall von Auslautverhärtung aussieht und in vielen Darstellungen auch so behandelt wird, ist in Wirklichkeit suppletive Morphologie:

- Es gibt ein (Pseudo-)Morphem [ɪg], das im Auslaut eigentlich [ɪk] lauten müsste.
- Und es gibt ein suppletives (Pseudo-)Morphem [ɪç], das im Inlaut eigentlich [ɪj] oder ebenfalls [ɪç] lauten müsste.

Suppletive Morphologie ist nicht per se schlecht, im Gegenteil, so etwa im hochfrequenten Teil des Wortschatzes, wie Nübling (1998, 2000) überzeugend nachgewiesen hat. In unserem Fall scheint die suppletive Allomorphie aber dysfunktional zu sein. Es gibt zwei Reparaturstrategien, eine relative und eine absolute.

(10)

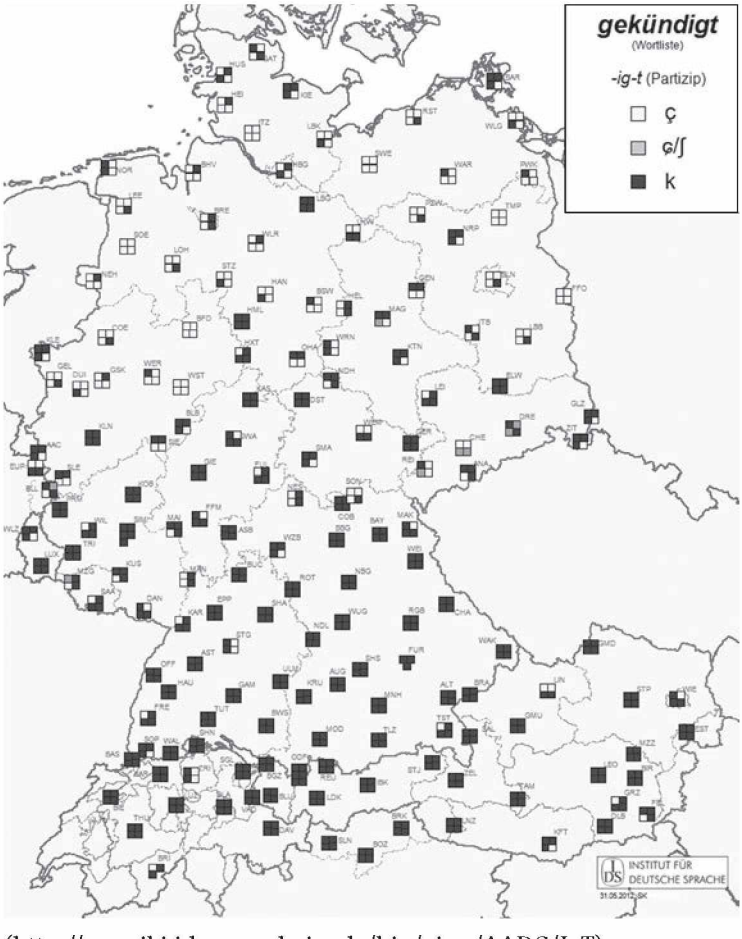


(http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/IgAuslautNum)

Die *relative* Strategie besteht in der Ausweitung des Gebrauchs von einem der beiden Allomorphe (zunächst ohne dass die beiden Allomorphe ganz verschwinden). Dabei wirkt so etwas wie die gesprochensprachliche Version des aus der Graphematik bekannten Prinzips der Schemakonstanz. Die Richtung des Ausgleichs wird dabei von der relativen Frequenz der beiden Morphempaare je Lexem beeinflusst. Die Karten des oben genannten IDS-Projekts sind ein Indiz für die Richtigkeit dieser Vermutung:

Karte (10) zeigt eine Kardinalzahl; im unmarkierten Fall ist hier ‹ig› absoluter Wortausgang. Karte (11) zeigt ein Verb; auf ‹ig› folgen hier fast immer Flexionsendungen, oft mit Vokal oder silbischem Sonoranten.

(11)



(http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/IgT)

Die *absolute* Strategie besteht darin, eines der beiden (Pseudo-)Morpheme ganz zu vermeiden. Das scheint, wie auch die oben gezeigten Karten nahelegen, vor allem im Süden des deutschen Sprachraums der Fall zu sein, hier zugunsten der Plosivvariante. Versteckt kommt es aber auch im Norden vor, hier zugunsten der Generalisierung der Frikativvariante, und zwar dann, wenn ‹lustige› und dergleichen mit Frikativ artikuliert werden: [lʊstɪjə]. Diese Aussprache passt dann zur generellen Frikativierungstendenz im dortigen Sprachraum, etwa *kriegt* (dann homophon mit *kriecht*), *Tag* [tax], *Tage* [taːɣə]. Dass das eine Nonstandardaussprache ist, fällt allerdings vielen gar nicht auf, zumindest im betreffenden Sprachraum selbst, wenigstens diese eine Normabweichung scheint also relativ unauffällig zu sein. Fazit:

- Die Normierung ist aufgrund von Faktoren, die bei ihrer Etablierung (aus wissenschaftsgeschichtlichen und auch sonst durchaus nachvollziehbaren Gründen) nicht bedacht worden sind, misslungen. Das kann für andere Normierungsversuche eine Warnung sein.
- Das Thema ist nicht vermeidbar (verdrängbar), da es relativ auffällig, das heißt auch bei Laien, der Schule und der Sprachpflege im Bewusstsein ist.
- Der bisherige Standard wird sich auch in Zukunft nicht durchsetzen lassen, obwohl er aus areallinguistischer und phonologischer Perspektive einen guten Kompromiss darstellt. Der Grund ist, wie gesagt, dass er nicht ins morphologische System der deutschen Sprache passt.
- Wie eine zukünftige Norm aussieht, weiß der Sprechende nicht, aber sie wird ganz sicher die standardsprachliche Anerkennung bisheriger Nonstandardversionen mitumfassen müssen.

Aussprache von ‹ig›

- *Diagnose*: gut gemeinter, nachvollziehbarer Kompromiss unter Einbezug von Arealität (Nord vs. Süd) und guter Verstehbarkeit; nicht ausschaltbare Nebenwirkungen, die zum Zeitpunkt der Kodifizierung noch nicht absehbar waren. Irritations- und Diskriminierungspotenzial groß (Schibbolethproblem).
- *Lösungstendenz*: Mehr Varianz zulassen. Außerdem Notwendigkeit der Aufklärung (etwa bei Koronalisierung) als Beitrag gegen sprachliche Diskriminierung.

5 Teilweise anerkannte Varianz dank Fehlanalyse

Das folgende Normproblem ist viel unauffälliger, es ist wohl nur Theoretikern und spezialisierten Anwendern, zum Beispiel Korrektoren und Lektoren, aufgefallen. Das heißt, die große Masse schert sich nicht um die hier vorliegende Normproblematik, und dies zur Freude des deskriptiven Linguisten. Die Spezialisten wundern oder ärgern sich hingegen. Aber auch diesen Leuten muss geholfen werden, und zwar möglichst nicht zulasten der anderen. Es geht um eine mögliche Inkonsistenz bei Norm und Varianz im Bereich Rektion der Präpositionen.

Der Hintergrund: Präpositionen können bekanntlich den Dativ (Default), den Akkusativ, den Genitiv und die Hilfspräposition *von* (+ Dativ) regieren (zum letztgenannten Phänomen siehe auch nachstehend). Die konkrete Wahl des Kasus lässt gewöhnlich keine Rückschlüsse auf die Semantik der damit gebildeten Präpositionalphrasen und komplexeren Ausdrücke zu – abgesehen von den berühmten neun Wechselpräpositionen:

(12) in, an, auf, über, unter, vor, hinter, neben, zwischen
(13) a. Die Taube fliegt *auf das Dach.*
b. Die Taube sitzt *auf dem Dach.*

Bei den übrigen Präpositionen ist die Rektion relativ funktionslos (siehe aber zum Beispiel Di Meola 1998 zu *entlang*). Trotz dieser Funktionslosigkeit ist die Rektion fixiert, zumindest in den Kernbereichen des Wortschatzes. So findet sich zum Beispiel so gut wie keine Varianz bei:

(14) a. durch → Akkusativ
b. aus → Dativ

Bei den weniger frequenten und weniger grammatikalisierten Präpositionen gibt es jedoch bekanntlich zahlreiche Varianzen (Di Meola 2000).

Gerade die relative Funktionslosigkeit in syntaktischer Hinsicht lädt nun allerdings zu Sekundärfunktionalisierungen ein, etwa in Richtung syntaktischer Schibboleths (sprachliche Erkennungszeichen), an denen man die Gebildetheit ablesen kann. In Sekundärfunktionalisierungen dieser Art steckt ein erhebliches Diskriminierungs- und Irritationspotenzial, was gegebenenfalls die Kommunikation unter Menschen mit unterschiedlicher Sozialisierung erheblich belasten kann. Schon aus diesem Grund können entsprechende Normen und Varianzen der Linguistik nicht egal sein. Ein bekanntes Schibboleth ist hier *wegen* + reines

Nomen. Diese Konstruktion widerspricht den allgemeinen Sichtbarkeitsregeln für Genitivphrasen (Duden-Grammatik 2009, Randziffern 1634–1539). Sie ist trotzdem oder vielmehr gerade deswegen als Schibboleth besonders geeignet:

(15) wegen Verlassens des Raums, wegen Eindringens von Wasser, wegen Mordes gesucht

Im Folgenden wird die in der Öffentlichkeit besonders gern diskutierte Problematik Genitiv/Dativ allerdings ausgeblendet, auch wenn selbst hier einige Einzelphänomene wenig diskutiert worden sind, etwa die Rektion einer „Hilfspräposition" (die ihrerseits einen Kasus regiert):

(16) a. innerhalb weniger Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 3.250.000)

b. innerhalb wenigen Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 88.500)

c. innerhalb *von* wenigen Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 4.660.00)

d. innerhalb Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 111.000)

e. innerhalb *von* Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 5.000.000)

Disclaimer für alle Zahlenangaben von Google, Bing, Yahoo und Konsorten (hier und im Rest des Beitrags): Die Zahlen sind Hochrechnungen und wegen werbeorientierter Algorithmen je länger, desto unzuverlässiger (auch bei „erweiterter Suche" und Verwendung von Anführungszeichen). Sie haben also höchstens den Status von Stichproben und genügen den Ansprüchen korpuslinguistischer Genauigkeit in keiner Weise. Außerdem müsste man Fehlbelege aussondern (etwa nicht einschlägige, zufällig passende Abfolge von Wortformen; reine Tippfehler wie Verwechseln von M- und N-Taste). Aber wenn man dem unfrisierten Deutsch (ohne Redigieren, Korrigieren, Lektorieren) nahe kommen will, gibt es immer noch relativ wenige Alternativen (das IDS ist aber dran!).

Die folgenden Ausführungen greifen eine relativ unauffällige Inkonsistenz im Bereich Dativ/Akkusativ heraus, und zwar die versteckte Präskription durch unvollständige Deskription bei der Präposition *seit*. Dabei ist oft ein Vergleich mit der Präposition *ab* aufschlussreich. Auf das Problem ist der Vortragende bei der Revision einer von ihm mitverantworteten Gebrauchsgrammatik gestoßen. Wie

in vielen Grammatiken wird dort gesagt, *ab* könne nicht nur den Dativ, sondern auch den Akkusativ regieren, *seit* hingegen nur den Dativ. An einem Schlüsselbeispiel (zu den Zahlen siehe oben, Disclaimer):

(17)	a.	„Gutes Deutsch“:	ab nächstes Jahr (Google: ungefähr 920.000 Ergebnisse)
	b.	„Schlechtes Deutsch“:	seit letztes Jahr (Google: ungefähr 1.630.000 Ergebnisse)

Wenn man überprüft, ob die halb deskriptiven, halb präskriptiven Aussagen den realen Sprachgebrauch treffen, ist das Ergebnis erstaunlich heterogen. Ein paar Originalbeispiele (für mehr reicht hier der Platz nicht):

(18) a. *Seit letztem Jahr* hält wieder ein Verkaufswagen in kleinen Weilern.
b. Die FIS-Rennen Anfang Februar bieten für das *seit letzten Jahr* bestehende Skizentrum eine große Chance.
c. *Seit letztes Jahr* haben die Kinder und Jugendlichen der Gemeinde erstmals eine freie Spielfläche zum Austoben

(19) a. *Ab nächstem Jahr* könnten Studenten billiger mit der VBB fahren
b. *Ab nächsten Jahr* muss er die Fahrtkosten selber tragen.
c. Bus fahren wird *ab nächstes Jahr* teurer.

Es ist aber längst nicht alles gleichermaßen akzeptabel (auch wenn man das eigene Normbewusstsein für einen Moment verdrängt); bei ersten Tests des Schreibenden mit Studierenden kamen insbesondere die Syntagmen mit definitem Artikel im Akkusativ schlecht weg. Die folgende Zusammenstellung ist zur Selbsterprobung gedacht und daher bewusst nicht mit Bewertungssignalen wie Sternen oder Fragezeichen versehen:

(20)	a.	seit letztem Monat	ab nächstem Monat
	b.	seit letzten Monat	ab nächsten Monat
	c.	seit dem letzten Monat	ab dem nächsten Monat
	d.	seit den letzten Monat	ab den nächsten Monat
(21)	a.	seit letztem Jahr	ab nächstem Jahr
	b.	seit letzten Jahr	ab nächsten Jahr
	c.	seit letztes Jahr	ab nächstes Jahr
	d.	seit dem letzten Jahr	ab dem nächsten Jahr
	e.	seit das letzte Jahr	ab das nächste Jahr

(22)	a.	seit letzter Woche	ab nächster Woche
	b.	seit letzten Woche	ab nächsten Woche
	c.	seit letzte Woche	ab nächste Woche
	d.	seit der letzten Woche	ab der nächsten Woche
	e.	seit die letzte Woche	ab die nächste Woche
(23)	a.	seit sieben Jahre	ab sieben Jahre
	b.	seit sieben Jahren	ab sieben Jahren

Wie auch immer Sie, liebe Leserinnen und Leser, ihre Sterne und Fragezeichen verteilt haben – der Schreibende vermutet, dass die Akzeptabilitätsgrenzen nicht zwischen den beiden Präpositionen verlaufen, sondern – wie oben angedeutet – sich an der Binnenstruktur der Ausdrücke (± Artikel, ± Adjektiv) und an Genus/Numerus orientieren. Das heißt, zum Teil (aber nicht immer) ist auch der Akkusativ bei *seit* akzeptabel, und zum Teil will einem der Akkusativ bei *ab* nicht gefallen, obwohl ihn die präskriptiven Grammatiken ja zulassen.

Wenn man nach Faktoren für die Grammatikalitätsverteilung sucht, kommen unter anderem die folgenden in Frage, die sich in ihrer Wirkung teilweise überlappen:

- Möglicher Faktor I, Wortgruppenflexion: Im heutigen Deutsch besteht die Tendenz zu Unterlassung der Kasusflexion von Substantiven, wenn sie Hauptmerkmalträger der Nominalphrase sind (Duden-Grammatik 2009, Randziffern 1530–1533). Dieser Faktor kommt allenfalls bei (23a) in Frage; es läge dann keine Akkusativphrase, sondern eine morphologisch nicht gekennzeichnete Dativphrase vor, Musterbeispiel: *Eis mit Früchte*.
- Möglicher Faktor II, Neutralisierung von Nasalen im Auslaut (vor allem bei Nebensilben) zugunsten von *-n*. Dieser Faktor wirkt in (18b), (19b), (21b) mit: Hier liegt sicher keine Akkusativphrase vor, denn starke Adjektive haben im Nom./Akk. Singular Neutrum die stabile Endung *-es*. Es handelt sich also um Dativphrasen mit Nonstandardmorphologie. Die Neutralisierungstendenz bei *m/n* kann außerdem ein verstärkender Faktor bei Maskulina sein, vgl. (20a/b). Der Faktor erklärt aber nicht die akkusativisch aussehenden Formen bei Femininum, Neutrum und Plural, etwa in (22c): *seit letzte Woche*.
- Möglicher Faktor III: Abbau der starken Flexion zugunsten der schwachen. Das passt zur Konkurrenz von *-em* und *-en*, aber nicht zu den Formen auf *-es* im Neutrum.
- Möglicher Faktor IV: Abbau der Markiertheit bei der Rektion. Allerdings gibt es gute Gründe, den Dativ als Defaultkasus bei Präpositionen anzusehen (Di Meola 2000), es wäre daher eher ein Ersatz Akkusativ → Dativ (und nicht umgekehrt) zu erwarten.

Zwischenfazit: Diese Faktoren mögen, wo sie denn überhaupt zum Tragen kommen, durchaus eine Rolle spielen, sie erklären das Phänomen insgesamt aber nicht. Einige der fraglichen Syntagmen enthalten einfach Dativphrasen mit Nonstandardmorphologie, bei anderen liegen aber unstrittig Akkusativformen vor, so in (18c), (19c), (21c), (22c).

Einen Hinweis zur Lösung des Rätsels liefert die Beobachtung, dass beide Präpositionen auch Adverbien bei sich haben können:

(24) a. seit gestern ab morgen
b. seit vorhin ab jetzt

Das gibt es auch bei weiteren Adverbien (insbesondere lokalen) sowie bei weiteren Präpositionen – aber längst nicht bei allen, bei denen das aus semantischer Sicht denkbar wäre:

(25) a. Dieses Brot stammt *von vorgestern*
b. Alles Gute kommt *von oben*
c. Otto trat *nach vorn / nach hinten*
d. Die Sperrung dauert noch *bis übermorgen.*
(26) a. Dieses Geräusch stammt *aus dem Innern* des Geräts.
b. Dieses Geräusch stammt **aus innen.*

These: In den Akkusativ-NPs der vorangehenden Beispiele ist der Akkusativ vielleicht gar nicht regiert – es könnten vielmehr adverbiale Akkusativphrasen (kurz: adverbiale Akkusative) vorliegen. Ausdrücke dieser Art weisen „autonomen" Kasus auf (sogenannte semantische Kasuszuweisung). Zu einer analogen Vermutung zum Akkusativ bei *bis* siehe Ickler (2013). Vgl. ohne Präpositionen:

(27) a. Ich habe Charlotte *letztes Jahr* getroffen.
b. *Nächstes Jahr* treffen wir uns in Jerusalem.
c. und alle waren sich einig: *das nächste Jahr* treffen wir uns wieder!

Entsprechend findet man auch:

(28) a. Denn ich habs auch mit meinem Antrag *von letztes Jahr* verglichen und da steht nicht „vorläufig" drauf.
b. wenn ich *mit letztes jahr* vergleiche, echt krass wie ihre haare gewachsen sind
b. What does this mean? ich kenne Sie *von letztes Jahr?*

Und noch ein Hinweis für Freunde der (Nicht-)Unterscheidung von Adverb und Adverbiale: Man findet bei Recherchen im Internet kaum „echte" Belege für Zusammenschreibungen des Typs *nächstesjahr* (wohl aber *nächstesJahr, #nächstesjahr* und dergleichen: also allerlei vom Tippfehler über Programmiervariablen bis zu Twitter-Hashtags usw.; → Disclaimer). Man muss also nicht annehmen, dass die hier als adverbiale Akkusative analysierten Einheiten orthografisch getarnte Adverbien seien.

Zwischenergebnis:
- (Theorie:) Die gegenwärtige Norm ist nicht konsistent.
- (Empirie:) Die Norm wird oft nicht eingehalten.
- (Theorie:) Die abweichenden Konstruktionen scheinen wenigstens zum Teil strukturell gut motiviert zu sein.
- (Theorie und Empirie:) Eigentlich wissen wir über viele Einzelheiten noch zu wenig Bescheid.

Folgerung:
- Die Norm ist vorsichtig zu lockern, in diesem Fall in Richtung mehr Varianz. Auf unerwünschte Nebenwirkungen (→ Beliebigkeit, Übergeneralisierung) noch nicht geprüfter Vorschlag:

(29) Bei bestimmten Präpositionen, die sonst den Dativ regieren, können auch Adverbien sowie adverbiale Nominalgruppen im Akkusativ stehen (aber Letztere nur, sofern sie auch allein vorkommen).

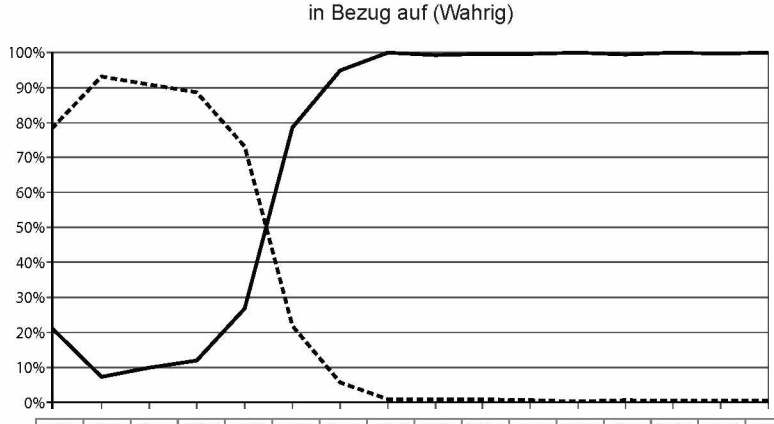
Kasus bei *ab* und *seit*
- *Diagnose*: Der reale Gebrauch ist komplizierter, als es die traditionelle Darstellung suggeriert. Inkonsistenzen und teilweise Fehlbeschreibungen (Akkusativformen beruhen gar nicht auf Rektion). Überlagerung mehrerer Faktoren (Regeln der Kasusvergabe; Wortgruppenflexion; phonologische Neutralisierungen).
- *Lösungsvorschlag*: Die Norm ist zu erweitern (ohne dass man in den Fehler der völligen Beliebigkeit verfällt), das heißt, der Rahmen für Dativrektion und für semantisch vergebenen Akkusativ sind hinreichend genau zu umreißen.
- Weitere Untersuchungen sind nötig.

6 Getrennt- und Zusammenschreibung I

In den vorangehenden Abschnitten hat der Autor die Normen kritisiert. Im Folgenden geht es mindestens so sehr um eine *Kritik an der Kritik* der Normen.

Zunächst: Seit der Einführung der sogenannten neuen Rechtschreibung sind zwanzig Jahre vergangen, seit der Einführung kleiner Anpassungen auch schon zehn. Und unsere Möglichkeiten der Recherche haben sich seither entscheidend verbessert. Gefördert vom Bund befassen sich das IDS, der Duden-Verlag und (bis vor kurzem) der Bertelsmann-Verlag mit dem realen Gebrauch. Wenn die Daten einmal da sind, müssen sie natürlich auch interpretiert werden. Hier nur zwei Beispiele (der Unterstrich markiert die kritische Position). Beispiel (30) ist eindeutig – die neue Norm hat sich durchgesetzt:

(30)

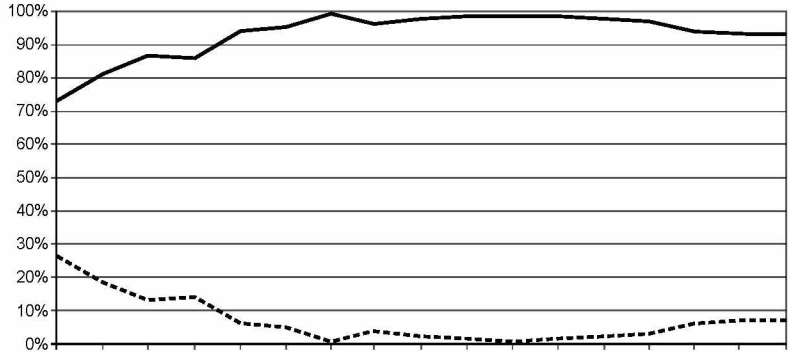


	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010
— in Bezug auf	21,4%*	7,1%	9,9%	11,7%	27,1%	78,5%	94,6%	99,4%	99,0%	99,3%	99,5%	99,9%	99,4%	99,7%	99,6%	99,9%
-- in bezug auf	78,6%	92,9%*	90,1%*	88,3%*	72,9%*	21,5%*	5,4%*	0,6%*	1,0%*	0,7%*	0,5%*	0,1%*	0,6%*	0,3%*	0,4%*	0,1%*

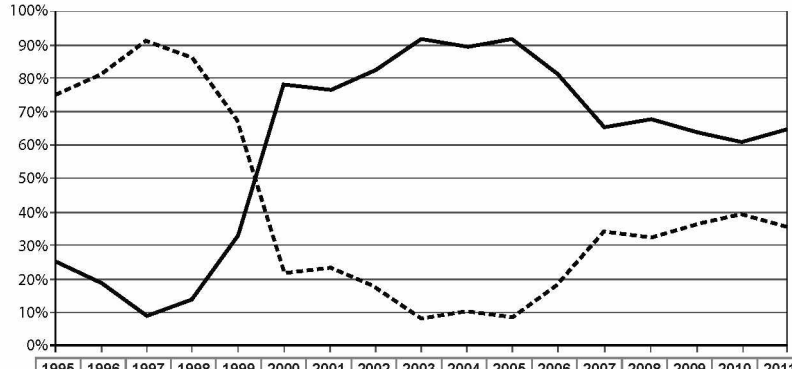
(Die Abbildung in (30) ist die Nachbearbeitung einer Grafik, die freundlicherweise vom Wahrig Verlag zur Verfügung gestellt wurde. Originalgrafik: © Wahrig)

Bei (31) ist die Lage weniger eindeutig:

(31)



	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011
— sitzen bleiben	73,2%	81,4%	86,8%	85,8%	93,8%	94,9%	99,4%	96,2%	97,6%	98,4%	99,0%	98,5%	97,7%	96,7%	93,9%	93,1%	93,0%
- - sitzenbleiben	26,8%*	18,6%*	13,2%*	14,2%*	6,2%*	5,1%*	0,6%*	3,8%*	2,4%*	1,6%*	1,0%*	1,5%*	2,3%*	3,3%*	6,1%*	6,9%*	7,0%*



	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011
— sitzen bleiben	74,8%	81,2%*	91,0%*	85,9%*	67,0%*	21,9%*	23,5%*	17,6%*	8,4%*	10,7%*	8,6%*	18,8%	34,5%	32,4%	36,3%	39,2%	35,5%
- - sitzenbleiben	25,2%*	18,8%	9,0%	14,1%	33,0%	78,1%	76,5%	82,4%	91,6%	89,3%	91,4%	81,2%	65,5%	67,6%	63,7%	60,8%	64,5%

(Die Abbildungen in (31) sind Nachbearbeitungen von Grafiken, die freundlicherweise vom Wahrig Verlag zur Verfügung gestellt wurden. Originalgrafiken: © Wahrig)

Zum zweiten, nicht so eindeutigen Fall: Warum soll überhaupt eine Unterscheidung von „übertragen“ und „wörtlich“ vorgenommen werden? Zunächst wurde 1996 die Unterscheidung zugunsten des Normalfalls, der Getrenntschreibung, ganz abgeschafft, aber 2006 wurde sie auf Wunsch der damaligen Akademie für Sprache und Dichtung als Option wieder eingeführt. Und in der Tat, wenn man

passende Personen (zum Beispiel Lehrkräfte) fragt, ob die Unterscheidung von *sitzen bleiben* und *sitzenbleiben* wichtig ist, wird man viele positive Antworten bekommen. Und wie beim Rattenfänger von Hameln folgen dann diesem Einzelfall zahlreiche weitere Fälle nach, zum Beispiel *stehen_bleiben* oder *liegen_lassen*. Zur Unterstreichung der Wichtigkeit eine Korrekturübung. Wenden Sie die alten Normen nach Duden 1991 an: Wo wurde zusammen-, wo getrennt geschrieben?

(32) a. Da ist ein Fehler stehen_geblieben.
b. Die Uhr ist stehen_geblieben.
c. Die Autos sind trotz Grünlicht stehen_geblieben.
d. Die Fußgänger sind trotz Rotlicht nicht stehen_geblieben.
e. Du sollst bei der Begrüßung stehen_bleiben.
f. Wo sind wir das letzte Mal stehen_geblieben?
g. Nach dem Sturm sind nur ein paar Kiefern stehen_geblieben.

(33) a. Er hat seinen Hut liegen_lassen.
b. Er hat den Stein liegen_lassen.
c. Sie haben uns links liegen_lassen.
d. Wir haben das Dorf links liegen_lassen.
e. Bei der Flucht haben sie alles liegen_ und stehen_lassen.

Wie viele Fehler haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser gemacht? – Sie wissen es nicht genau? Und es interessiert Sie auch nicht so sehr? Eben! Das Ergebnis in (31) lässt sich genau so deuten. Eigentlich ist die Schreibung „wurscht", die Varianten fallen kaum auf. Wenn das Problem doch immer wieder diskutiert wird, liegt ein typischer Fall von *Verführung durch ein memoriertes atypisches Beispiel* vor (in unserem Fall *sitzen_bleiben*) – ein Phänomen, das bei Normen und Normänderungen auch sonst immer wieder als Störfaktor auftaucht.

Getrennt- und Zusammenschreibung: Verb + Verb

- *Diagnose*: Die Varianz hat kaum Störpotenzial. Der Umgang mit dem Phänomen wird durch ein atypisches Schulbeispiel unnötig erschwert.
- *Lösungsvorschlag*: Die Regelung von 2006 kann beibehalten werden, also Getrenntschreibung als immer zulässiger Normalfall und fakultative Zusammenschreibung für diejenigen, die die Anzeige von übertragenem Gebrauch für wichtig halten. Im Zweifelsfall schreibe man hier getrennt (vgl. Duden 1, gelbe Hinterlegungen).

7 Getrennt- und Zusammenschreibung II

Die *suggestive Kraft von Einzelfällen* zeigt sich auch in der nächsten Fallgruppe, nämlich den Nomen-Verb-Verbindungen. Hier haben etwa sechs, sieben Einzelfälle – es sind wirklich nicht mehr! – überproportional viel Aufmerksamkeit gefunden, so dass man bei einzelnen Kritikern einen regelrechten Tunnelblick diagnostizieren möchte. Doch zunächst zur Faktenlage.

Deutsch hat zahlreiche *trennbare* Nomen-Verb-Verbindungen. Die große Masse wird groß- und getrennt geschrieben, siehe die folgenden Beispiele sowie die Liste im Anhang:

(34) a. Amok laufen, Gefahr laufen, Ski laufen, Spießruten laufen, Sturm laufen
b. Mauer stehen, Modell stehen, Pate stehen, Posten stehen, Red und Antwort stehen, Schlange stehen, Schmiere stehen, Wache stehen
c. Auto fahren, Eisenbahn fahren, Zug fahren

Der Duden von 1991 kannte aber noch weitere Schreibungen, insgesamt mussten die Schreibenden damals mit den folgenden vier Mustern rechnen:

(35) a. Getrennt + groß:
Anteil nehmen → ich nehme Anteil, habe Anteil genommen
b. Zusammen + klein:
teilnehmen → ich nehme teil, ich habe teilgenommen
c. Zwitter$_1$:
radfahren → ich fahre Rad, ich bin radgefahren
d. Zwitter$_2$:
diät leben → ich lebe diät, ich habe diät gelebt

Für untrennbare Verbindungen ist unbestrittenermaßen nur Zusammenschreibung möglich (kein Rechtschreibproblem):

(36) a. brandmarken → ich brandmarke / ich *marke brand
b. schlussfolgern → ich schlussfolgere / ich *folgere schluss

Und aus grammatischer (!) Varianz folgt völlig konsequent orthografische Varianz:

(37) a. gewährleisten ↔ wir gewährleisten das
b. Gewähr leisten ↔ wir leisten dafür Gewähr

Für defektive Rückbildungen gilt seit je Zusammenschreibung:

(38) a. Die FDP hat bei Schröder gelernt – der hatte ja auch noch die Wahl gewonnen, als die schon seinen Schreibtisch *zwangsräumten*.
b. *Sie *räumten* seinen Schreibtisch *zwangs*.
c. ?Sie *zwangsräumten* seinen Schreibtisch.

(39) a. Für mich ist klar, dass da in den Ferien gewisse Dinge wiederholt werden müssen – in der 1. Klasse ist das noch nicht so, obwohl wir mit unserem Sohn auch gelesen und ein bisschen *kopfgerechnet* haben damals – ihm hat das Spaß gemacht.
(Der einzige „echte" Perfektbeleg im Februar 2014 – abgesehen von Grammatiken und Rechtschreiblehren ...)

b. Frueher waren Deutschlands Bahnschaffner zirkusreif. Noch im wackligsten D-Zug standen sie auf einem Bein im Gang, balancierten das dicke Kursbuch auf dem gelupften Knie, *kopfrechneten* Preise und krakelten Fahrkarten auf Kohlepapier.
(Und noch der einzige „echte" Präteritumsbeleg, ebenfalls Februar 2014 (und ebenfalls abgesehen von Grammatiken und Rechtschreiblehren))

Mit anderen Worten: Nur ein Teil der Nomen-Verb-Verbindungen sind ein orthografisches Problem. (Erscheinungen wie etwa diejenigen der soeben genannten defektiven Rückbildungen sind ein hochinteressantes grammatisches Problem – aber eben kein orthografisches.)

Bei der Überprüfung der kritischen Fallgruppe (35) in den 1980er und 1990er Jahren spielten die folgenden, teilweise antagonistischen Zielvorstellungen eine Rolle:

1. Normalfall stärken.
2. Zwitter streichen.
3. Klare Sonderfälle beibehalten (Musterbeispiel *teilnehmen*).
4. Anzahl der Sonderfälle so gering wie möglich halten.
5. Wenn möglich Eindeutigkeit erzielen.
6. In Übergangszonen Varianz.

Die Neuregelung 1996/2006 hatte Eindeutigkeit (Punkt 5) höher gewichtet als Varianz (Punkt 6). Und die Zwitter sind alle den Normalfällen zugeschlagen worden, daher auch *Rad fahren* (vgl. schon früher: *ich fahre Rad; Auto fahren, Eisenbahn fahren*). Ergebnis: Man muss sich nur eine begrenzte Anzahl von Zusammenschreibungen mit bestimmten Bestandteilen merken. Wo vorhanden, sind in den folgenden Listen zur Verdeutlichung jeweils auch verwandte trennbare Verbindungen genannt, für die der Normalfall der Getrenntschreibung gilt:

– Konstant (1991, 1996, 2006):

(40) a. heim- (heimbringen, heimgehen, heimleuchten, heimsuchen, heimzahlen ...)
b. irre- (irreführen, irreleiten; außerdem: irrewerden)
c. preis- (nur: preisgeben)
↔ Ruhe geben, sich Mühe geben ...
d. stand- (nur: standhalten)
↔ Abstand halten, Rücksprache halten ...
e. statt- (nur: stattfinden, stattgeben, statthaben)
f. teil- (nur: teilhaben, teilnehmen)
↔ Anteil nehmen, Bezug nehmen ...
g. wett- (wettmachen)
h. wunder- (nur: wundernehmen)

– 1991 unterschiedlich (teilweise Zwitter) → 1996 getrennt → 2006 zusammen:

(41) a. eis- (nur: eislaufen)
↔ Ski laufen, Amok laufen, Sturm laufen ...
b. kopf- (nur: kopfstehen)
↔ Wache stehen, Schlange stehen ...
c. leid-, not- (nur: leidtun, nottun)
(Bei *leidtun* ist aus synchroner Sicht nicht klar, ob das Nomen *Leid* oder das defektive Adjektiv *leid* (wie in: Mir ist es *leid*, ausgelacht zu werden) zugrunde liegt. Die Zusammenschreibung von 2006 erspart den Schreibenden weitere grammatische Analysen.)

– 1991 zusammen → 1996 getrennt → 2006 Varianz, betroffen ist pro Verb jeweils nur eine einzige Verbindung:

(42) a. maß- oder Maß (nur: maßhalten / Maß halten)
↔ Schritt halten, Wort halten,
b. acht- oder Acht (nur: achtgeben / Acht geben)
↔ Obacht geben, Bescheid geben, Ruhe geben ...
c. halt- oder Halt (nur: haltmachen / Halt machen)
↔ Platz machen, Geschichte machen, Pleite machen ...

Stellt sich die Frage: Ist die Distribution angemessen? In der Folge wurde in der Fachliteratur (vom Feuilleton sei hier nicht die Rede) eifrig debattiert, aber teil-

weise mit einer eigenartigen Engführung auf wenige Beispiele, nämlich die sechs Verbindungen von (41) und (42) sowie *Rad fahren*.

Zu den konstruktiveren Vorschlägen gehört Fuhrhop (2007) und Fuhrhop/Peters (2013); ähnlich Suchsland (1999) und Jacobs (2005). Fuhrhop schlägt für die fraglichen Verbindungen einen Apparat von Proben vor (hier vom Schreibenden reformuliert):

(43) Tests für X+V:
- a. Ist X mit anderen Verben kombinierbar?
- b. Ist X artikelfähig?
- c. Ist X attribuierbar?
- d. Ist X negierbar mit *kein?* Mit *nicht?*
- e. Ist X+V passivfähig?
- f. Besetzen V und X die Satzklammer im V/2-Satz?
- g. Ist X+V nicht unterbrechbar im V/E-Satz?
- h. Ist X vorfeldfähig?

Problem:
- Mit diesen Tests lässt sich nur nachweisen, ob eine (Nominal-)Phrase vorliegt oder nicht.
- Die Tests liefern keine positiven Aussagen zum grammatischen Status von X: syntaktisches Element oder morphologisches? Liegt Univerbierung im syntaktischen Sinn vor? Liegt bei X Lexemspaltung vor? Welches ist die syntaktische, die lexikalische Kategorie von X? Liegt Inkorporation oder Exkorporation zugrunde?
- Die Tests wurden an der Masse der Nomen-Verb-Verbindungen zu wenig gegengeprüft (besonders gravierend bei Suchsland 1999).

Holen wir den letzten Punkt an zwei, drei Beispielen nach (zu den Zahlen siehe oben, Disclaimer):

(44) a. „keinen Schritt hielt“
Google: 3

b. „nicht Schritt hielt“
Google: 45.000

→ Tests suggerieren Zusammenschreibung.

(45) a. „kein Maß hielt“
Google: 268

b. „kein maßhielt“
Google: 0

c. „nicht Maß hielt“
Google: 30

d. „nicht maßhielt“
Google: 3

e. „das rechte Maß hielt“
Google: 8

f. „das rechte Maß halten“
Google: 42.500

→ Tests suggerieren Grenzfall mit Tendenz zur Getrenntschreibung.

(46) a. „nicht Bescheid wusste“
Google: 524.000

b. „nicht bescheidwusste“
Google: 8 (!)

c. „keinen Bescheid wusste“
Google: 534 (davon viele 18./19. Jahrhundert)

d. „Bescheid wusste niemand“
Google: ??? (ein Drittel Fehlbelege; auf Seite 1 ganz andere Zahlen als auf Seite 3)

→ Tests suggerieren Grenzfall mit starker Tendenz zur Zusammenschreibung.

Und so weiter, man kann Tage und Wochen damit verbringen. So müssten in (46) wie auch bei den vorangehenden Fallgruppen auch noch Zwitterschreibungen (getrennt, aber klein) wie *bescheid wissen*, *sie wusste bescheid* geprüft werden. Trotzdem ein Zwischenfazit:

- Bei der geschlossenen Liste von 1996 ergeben sich keine Probleme.
- Wenn man sich an das Konzept von Fuhrhop hält, findet man nicht wenige Fälle, bei denen bisher kaum nachgewiesene, also völlig neue Schreibungen eingeführt werden müssten, und zwar vor allem neue Zusammenschreibungen. Siehe auch (49).
- Es zeigen sich sehr viele Zweifelsfälle mit unterschiedlich ausgeprägter Schlagseite, das heißt, die Varianz des Typs (42) müsste unter Umständen stark vermehrt werden. Allerdings ist gar nicht klar, wie viel Varianz in der Getrennt- und Zusammenschreibung überhaupt sinnvoll ist (wobei die Frage natürlich je nach Teilbereich unterschiedlich beantwortet werden kann).
- Die Konzentration in der Fachdiskussion auf suggestive Einzelfälle hat in eine Sackgasse geführt.

– Bei den Beurteilungen zeigen sich große individuelle Unterschiede, vgl. (44a) und (46c) oder auch das folgende Beispiel, bei dem der Vortragende mindestens drei Sterne setzen würde:

(47) Sprecher bestätigen mir, dass *ich bin kein brustgeschwommen* für sie akzeptabel ist.

Zum letzten Punkt: Die Einführung völlig neuer Schreibungen war meist – so auch bei Fuhrhop – gar nicht intendiert, vielmehr scheint der ganze Aufwand hauptsächlich dafür getrieben worden zu sein, dass die bisherige Schreibung bei den paar strittigen Einzelfällen gerettet werden kann. Wenn die Grammatik keine Argumente liefert, warum man die wiederholt erwähnte Verbindung *Rad fahren* anders schreiben sollte als *Auto fahren*, *Eisenbahn fahren*, *Zug fahren* usw., muss man eben zu anderen Kriterien greifen. Ein Fund aus der linguistischen Fachliteratur:

(48) In diesem Sinne möchte ich kurz *radfahren* und *autofahren* vergleichen: Ersteres durfte in der alten Rechtschreibung zusammengeschrieben werden, letzteres nicht. Möglicherweise ist dieser Unterschied vom Duden gemacht worden, es ist aber auch gut möglich, dass dieser Unterschied sich im Schreibverhalten gezeigt hat. Ein Unterschied kann meines Erachtens durchaus begründet werden: So ist der Radfahrer als solcher immer sichtbar, der Autofahrer nicht. Rad und Fahrer bilden eine sichtbare Einheit.

Es gibt aber auch Vertreter der Linguistik, die tatsächlich neue Schreibungen einführen wollen. Die Frage ist nur: Hat die Öffentlichkeit wirklich darauf gewartet?

– Günther (1997), Suchsland (1999):

(49) schlittschuhlaufen (ich laufe schlittschuh), gefahrlaufen (wir laufen gefahr), diätleben (wir leben diät), schlangestehen (wir stehen schlange), maschineschreiben (wir schreiben maschine), korrekturlesen (wir lesen korrektur), worthalten (ich halte wort)

– Eisenberg (1998, S. 323 f.):

(50) a. Karl will biertrinken *oder* Karl will Bier trinken
Aber nur: ... weil Karl Bier trinkt

b. Karl muss sandschaufeln *oder* Karl muss Sand schaufeln
Aber nur: ... als Karl Sand schaufelte
c. eislaufen, ..., amoklaufen, probesingen, schlangestehen, worthalten

Da kann man nur Suchsland (1999, S. 224) zitieren, natürlich unter Verweis auf (49):

(51) „[...] es bedeutet einen Verlust an Schreibkultur, wenn angebliche Vereinfachungen eingeführt werden, die Intuitionen normaler Schreiber und Leser des Deutschen zuwiderlaufen."

Getrennt- und Zusammenschreibung II: Nomen + Verb

- *Diagnose*: Normalfall + nicht eliminierbare Anzahl von Sonderfällen + Grenzfälle. Keine 1:1-Beziehung zwischen Syntax und Rechtschreibung (weder in der alten noch in der neuen Rechtschreibung). Eine einstellige Anzahl von Einzelfällen (*kopfstehen, eislaufen, Rad fahren* und zwei, drei weitere) hat den Blick aufs Ganze verstellt. Die Normen sind im Ganzen besser, als die zeitweilig wenig sachliche Diskussion vermuten ließ.
- *Lösungsvorschlag*: Bei einigen wenigen Einzelfällen ist die Einführung zusätzlicher Varianten denkbar. Rigide Normänderungen (gestern richtig, heute falsch) sind nicht sinnvoll.

8 Fazit

- Die in diesem Beitrag diskutierten Probleme waren von ganz unterschiedlicher Art. Der Schreibende hofft, dass das nicht verwirrt, sondern Freude auch an vertieften Einzeluntersuchungen geweckt hat.
- Sprachliche Erscheinungen im Bereich Norm und Varianz sind relevant für die Sprachbenutzer. Die Sprachwissenschaft muss ihnen dabei helfen: durch Aufklärung und durch Formulierung praktikabler Normen (unter Einschluss von Varianz).
- Normprobleme lassen sich weder mit starrem Konservatismus noch mit anarchistischer Freude an der bunten Vielfalt aus der Welt schaffen.
- Alle Normen des Sprachsystems sind zyklisch zu hinterfragen und zu diskutieren.
- Die Diskussion zu Norm und Varianz ist auch im Bereich Orthografie nicht abgeschlossen.

Literatur

Bærentzen, Per (1995): Zum Gebrauch der Pronominalformen *deren* und *derer* im heutigen Deutsch. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 117, S. 199–217.

Bærentzen, Per (2002): *Deren* oder *derer*? Versuch einer ehrenrettenden Richtigstellung. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124, S. 44–47.

Dammel, Antje/Nübling, Damaris (2006): The superstable marker as an indicator of categorial weakness. In: Folia Linguistica 40, S. 97–113.

Di Meola, Claudio (1998): Semantisch relevante und semantisch irrelevante Kasusalternation am Beispiel von *entlang*. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 17.2, S. 204–235.

Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. (= Studien zur deutschen Grammatik 62). Tübingen.

Duden (1991): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 1: Rechtschreibung der deutschen Sprache. 20., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a.

Duden-Grammatik (2009): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 4: Die Grammmatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Mannheim u.a.

Eggers, Hans (1980): *Derer* oder *deren*? Zur Normenproblematik im Deutschen. In: Moderna Språk 74, S. 134–138.

Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort. Stuttgart/Weimar.

Engelen, Bernhard (1999): *derer* oder *deren?* – Zur Normunsicherheit und ihrer Geschichte. In: Freudenberg-Findeisen, Renate (Hg.): Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und diaktische Aspekte der Grammatik. München, S. 89–110.

Fuhrhop, Nanna (2007): Zwischen Wort und Syntagma. Zur grammatischen Fundierung der Getrennt- und Zusammenschreibung. (= Linguistische Arbeiten 513). Tübingen.

Fuhrhop, Nanna/Peters, Jörg (2013): Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart.

Günther, Hartmut (1997): Alles Getrennte findet sich wieder – Zur Beurteilung der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hg.): Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra. Berlin, S. 81–94.

Hennig, Mathilde/Löber, Melanie (2010): Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken. In: Bons, Iris/Gloning, Thomas/Kaltwasser, Dennis (Hg.): Fest-Platte für Gerd Fritz. Universität Gießen. Internet: www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig_loeber_2010_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf (Stand: 16.9.2014).

Ickler, Theodor (2013): *bis*. Beobachtungen zu einem grammatischen „Grenzgänger". Internet: www.sprachforschung.org/ickler/index.php?show=news&id=1579 (Stand: 15.3.2014).

Jacobs, Joachim (2005): Spatien. Zum System der Getrennt- und Zusammenschreibung im heutigen Deutsch. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 8). Berlin/New York.

Kleiner, Stefan (2010): Zur Aussprache von nebentonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77, S. 259–303.

Klotz, Manfred (1987): Dagegen hab' ich was: *-ik* statt *-ig*. In: Der Sprachdienst 31, S. 132–134.

Leirbukt, Oddleif (1983): Über relativ-partitives *deren* und funktional Verwandtes im heutigen Deutsch. In: Askedal, John Ole et al. (Hg.): Festschrift für Laurits Saltveit zum 70. Geburtstag am 31. Dezember 1983. Oslo, S. 145–152.

Lotze, Stefan/Gallmann, Peter (2009): Norm und Variation beim Konjunktiv II. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 222–239.

Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch". Berlin.

Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten'. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: Sprachwissenschaft 18, S. 223–315.
Najar, Margarete (1996): Ist die Unterscheidung von *deren* : *derer* ins Schleudern geraten?. In: Pérennec, Marie-Hélène (Hg.): Pro-Formen des Deutschen. (= Eurogermanistik 10). Tübingen, S. 111–121.
Nübling, Damaris (1998a): Zur Funktionalität von Suppletion. In: Butt, Matthias/Fuhrhop, Nanna (Hg.): Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Untersuchungen zu Entwicklung, Erwerb und Varietäten des Deutschen und anderer Sprachen. (= Germanistische Linguistik 141–142). Hildesheim u.a., S. 77–101.
Nübling, Damaris (1998b): Wann werden die deutschen Präpositionen flektieren? Grammatikalisierungswege zur Flexion. In: Fabri, Ray/Ortmann, Albert/Parodi, Teresa (Hg.): Models of inflection. (= Linguistische Arbeiten 388). Tübingen, S. 266–289.
Nübling, Damaris (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. (= Linguistische Arbeiten 415). Tübingen.
Sandberg, Bengt (2004): Pronominaladverbien und finale damit-Sätze. Kritische, korpusbasierte Anmerkungen. (= Germanistische Schlaglichter, Neue Folge 1). Frankfurt a.M. u.a.
Sitta, Horst (2000): Wie Sprachkritik nicht sein sollte. In: Niederhauser, Jürg/Szlek, Stanislaw (Hg.): Sprachsplitter und Sprachspiele. Nachdenken über Sprache und Sprachgebrauch. Festschrift für Willy Sanders zur Emeritierung. Bern, S. 251–266.
Suchsland, Peter (1999): Soll man Kopf stehend und freudestrahlend Eis laufen? Linguistische Fußangeln der neuen deutschen Rechtschreibung. In: Skibitzki, Bernd/Wotjak, Barbara (Hg.): Linguistik und Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Gerhard Helbig zum 70. Geburtstag. Tübingen, S. 209–226.
Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
Zehetner, Ludwig (1988): Wider das Undingk. In: Der Sprachdienst 32, S. 41–43.

Anhang: Liste typischer Nomen-Verb-Verbindungen

Die folgenden Liste zeigt typische Beispiele (es gäbe noch viel, viel mehr!). Kursiv: Bezug auf nominales Lexem angeblich gerissen (= Lexemspaltung). Unterstrichen: Status umstritten (→ amtlich: Varianz; → groß und getrennt als Normalfall).

Hand anlegen
Teilzeit arbeiten
<u>Recht</u> behalten
<u>Unrecht</u> behalten
Bescheid bekommen
<u>Recht</u> bekommen
<u>Unrecht</u> bekommen
Veranlassung bestehen
Stellung beziehen
Paroli bieten
Bahn brechen
Gefahr bringen
Gewinn bringen
Phrasen dreschen
Furcht einflößen
Anklage erheben
Anspruch erheben
Aufsehen erregen
Besorgnis erregen
Zustimmung erteilen
Vertrauen erwecken
Auto fahren
Probe fahren
Rad fahren
Schlitten fahren
Ski fahren
Zug fahren
Feuer fangen
Fuß fassen
Anklang finden
Anwendung finden
Aufnahme finden
Beachtung finden

Berücksichtigung finden
Gehör finden
stattfinden
Unterstützung finden
Zustimmung finden
Fleisch fressen
Acht geben
Antwort geben
Ausschlag geben
Bescheid geben
Fersengeld geben
Folge geben
Gestalt geben
Kontra geben
Laut geben
Mühe geben
Obacht geben
preisgeben
Raum geben
Ruhe geben
Schuld geben
stattgeben
bankrottgehen (wohl A+V)
heimgehen
parterre gehen
pleitegehen
Acht haben
Angst haben
Bange haben
Recht haben
statthaben
teilhaben
Unrecht haben
Veranlassung haben
Abstand halten
Ausschau halten
Diät halten
Einkehr halten
Gericht halten
Händchen halten
Haus halten (→ ich halte Haus; ≠ haushalten → ich haushalte)
Hof halten
Maß halten
Rat halten
Register halten
Rücksprache halten
Schritt halten
standhalten
Stich halten
Tuchfühlung halten
Wort halten
Zwiesprache halten
Verdacht hegen
Musik hören
Radio hören
Atem holen
Hohn lachen
Amok laufen
eislaufen
Gefahr laufen
Ski laufen
Spießruten laufen
Sturm laufen
Diät leben
Wert legen
Not leiden
Abbitte leisten
Folge leisten
Gewähr leisten (→ ich leiste Gewähr; ≠ gewährleisten → ich gewährleiste)
Verzicht leisten
Vorschub leisten
Widerstand leisten
irreleiten
Korrektur lesen
Zeitung lesen
Angst (und Bange) machen
Bange machen
Bankrott machen
Diät machen
Epoche machen
Ernst machen
Geschichte machen
Halt machen
Kippe machen
Männchen machen
Mitteilung machen
Platz machen
Pleite machen
Schluss machen
Station machen
wettmachen
Abschied nehmen
Anteil nehmen
Bezug nehmen
Einblick nehmen
Einfluss nehmen
Kenntnis nehmen
Rücksicht nehmen
Stellung nehmen
teilnehmen
wundernehmen
Tacheles reden
Wellen reiten
Dank sagen (→ ich sage Dank; ≠ danksagen → ich danksage)
Staub saugen (→ ich sauge Staub; ≠ staubsaugen → ich staubsauge)
Kegel schieben
Wache schieben
Freundschaft schließen
Frieden schließen
Atem schöpfen
Maschine schreiben
Stein und Bein schwören
Modell sitzen
Feuer speien
Golf spielen
Karten spielen
Klavier spielen
Bock springen
kopfstehen
Mauer stehen
Modell stehen
Pate stehen
Posten stehen
Red und Antwort stehen
Schlange stehen
Schmiere stehen
Wache stehen
Laub tragen
Rechnung tragen
Schuld tragen
Sorge tragen
Vorbereitungen treffen
Handel treiben
leidtun (wohl A+V)
nottun
Nachsicht üben
Unheil verkünden
Bescheid wissen